

# Aus Politik und Zeitgeschichte

Beilage zur Wochenzeitung Das Parlament

Angelo Bolaffi

Das Land, in dem die Widersprüche blühen.  
Betrachtungen zur Politik und Gesellschaft  
in Italien

Jens Petersen

Italien nach dem Faschismus. Eine Gesellschaft  
zwischen postnationaler Identität und  
europäischer Integration

Luigi Vittorio Graf Ferraris

Kultur und Politik in den  
deutsch-italienischen Beziehungen

B 39/88

23. September 1988

Angelo Bolaffi, Dr. phil., geb. 1946; Mitarbeiter und Mitherausgeber verschiedener italienischer Zeitschriften und Magazine (u. a. Espresso, Rinascita, Democrazia e Diritto); seit 1975 Assistenzprofessor für Politische Philosophie an der Universität Rom.

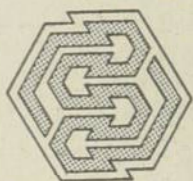
Veröffentlichungen u. a.: Souveränitätsverfall und Pluralismus. Ein Beitrag zu Otto Kirchheimer (erscheint 1988); Verfassungskrise und Sozialdemokratie. Hermann Heller und die Kritiker der Weimarer Verfassung am Vorabend der Krise der Weimarer Republik, in: Christoph Müller/Ilse Staff (Hrsg.), Der soziale Rechtsstaat, Baden-Baden 1984; Liberale und sozialistische Elemente im „Eurokommunismus“, in: Thomas Meyer (Hrsg.), Liberalismus und Sozialdemokratie, Marburg 1987.

Jens Petersen, Dr. phil., geb. 1934; stellvertretender Direktor des Deutschen Historischen Instituts in Rom.

Veröffentlichungen u. a.: Hitler-Mussolini. Die Achse Berlin-Rom, Tübingen 1973; La difficile alleanza, Bari 1975; (Hrsg.) Bibliographische Informationen zur italienischen Geschichte im 19. und 20. Jahrhundert, (1974 ff.); (Hrsg.) Storia e Critica, (1979 ff.); Zahlreiche Aufsätze zur deutschen, italienischen und mitteleuropäischen Geschichte der Neuzeit.

Luigi Vittorio Graf Ferraris, Dr. jur., geb. 1928; Staatsrat; Professor für Internationale Beziehungen an der Universität Rom; 1980–1988 Botschafter der Republik Italien in der Bundesrepublik Deutschland; Mitglied des Institute for Strategic Studies (London), der Società Italiana per la Organizzazione Internazionale (Rom) und des Istituto Affari Esteri (Rom).

Veröffentlichungen u. a.: Guerriglia e politica: l' esempio del Venezuela 1962–1969, Firenze 1973; Zeitgeschichte und Politik – Einklang oder Widerspruch?, in: Vierteljahrshefte für Zeitgeschichte, 31 (1983) 3; Die Feindstaatklauseln in der Satzung der Vereinten Nationen. Ein Bericht von den Verhandlungen in Helsinki und Genf, in: Archiv des Völkerrechts, 25 (1987) 4.



ISSN 0479-611 X

Herausgegeben von der Bundeszentrale für politische Bildung, Berliner Freiheit 7, 5300 Bonn 1.

Redaktion: Rüdiger Thomas (verantwortlich), Dr. Ludwig Watzal, Dr. Klaus W. Wippermann, Ralph Angermund, Dr. Heinz Ulrich Brinkmann.

Die Vertriebsabteilung der Wochenzeitung DAS PARLAMENT, Fleischstraße 62–65, 5500 Trier, Tel. 06 51/46 04 41, nimmt entgegen

- Nachforderungen der Beilage „Aus Politik und Zeitgeschichte“;
- Abonnementsbestellungen der Wochenzeitung DAS PARLAMENT einschließlich Beilage zum Preis von DM 14,40 vierteljährlich, Jahresvorzugspreis DM 52,80 einschließlich Mehrwertsteuer; Kündigung drei Wochen vor Ablauf des Berechnungszeitraumes;
- Bestellungen von Sammelmappen für die Beilage zum Preis von DM 6,50 zuzüglich Verpackungskosten, Portokosten und Mehrwertsteuer;
- Bestellungen von gebundenen Bänden der Jahrgänge 1984, 1985, 1986 und 1987 zum Preis von DM 25,— pro Jahrgang (einschl. Mehrwertsteuer) zuzügl. Versandkosten.

Die Veröffentlichungen in der Beilage „Aus Politik und Zeitgeschichte“ stellen keine Meinungsäußerung des Herausgebers dar; sie dienen lediglich der Unterrichtung und Urteilsbildung.

Für Unterrichtszwecke können Kopien in Klassensatzstärke hergestellt werden.

Angelo Bolaffi

# Das Land, in dem die Widersprüche blühen. Betrachtungen zu Politik und Gesellschaft in Italien

Sicher blühen in Italien nach wie vor — wie zu Goethes Zeiten — auch Zitronen, glühen Goldorangen weiterhin in dunklen Hainen. Doch vor allem blühen die Widersprüche, die dieses Land von außen oft so schwer verständlich machen und vieles fremd und „ungereimt“ erscheinen lassen. Das moderne, wirtschaftlich dynamische Italien ist schwer zusammenzubringen mit alledem, was Italien weiterhin als scheinbar oder tatsächlich rückständiges Land ausweist: Routinemeldungen über Regierungskrisen und Neuwahlen, bei denen dann alles beim alten bleibt, Streiks, Unruhen, Attentate. Sollte vielleicht Hegel doch recht haben, wenn er behauptet, daß Widerspruch Bewegung ist, Veränderung, Transformation?

Italien bleibt zuerst einmal trotz aller Modernisierungsprozesse und der — nicht zuletzt durch die zahlreichen privaten und öffentlichen Fernsehkanälen geförderten — Angleichungstendenzen in Denkweisen und Konsumformen ein Land extremer Ungleichzeitigkeiten und Ungleichheiten. Modernste Produktions- und Organisationsverfahren — vor allem im Design, aber beileibe nicht nur bei Mode und Möbeln — stehen neben einer weitverbreiteten Schattenwirtschaft. Starre staatliche Normen und Reglementierungen scheinen in erster Linie dazu geeignet, die allerflexibelsten und phantasievollsten Wege zu ihrer Umgehung hervorzubringen. Konsistente Einkommensquellen finden keinen Niederschlag bei den Finanzämtern, auch wenn die Statistiker dank modernster Methoden inzwischen haben nachweisen können, daß das italieni-

sche Sozialprodukt um mindestens 20 Prozent höher veranschlagt werden muß als offiziell ausgewiesen, ohne daß dabei die Einkünfte aus dem organisierten Verbrechen, das in einigen Landesteilen das staatliche Gewaltmonopol in Frage stellt, berücksichtigt wären.

Italien hat starke Gewerkschaften, die — so scheint es — viele entscheidende Räder zum Stillstand bringen können, aber gleichzeitig können illegale Arbeitsverleiher fast unbehindert Arbeitskräfte zu Bedingungen rekrutieren, die den von Wallraff beschriebenen „Ganz-unten“-Erfahrungen in nichts nachstehen. Zehntausende von Betrieben verdanken ihr Überleben auf dem Markt der Hinterziehung von Sozialabgaben. Hunderttausende meist farbiger Einwanderer strömen in ein Land mit offenen Grenzen, in dem selbst Millionen Bürger aus wirtschaftlichen Gründen zur Auswanderung gezwungen waren. Anderthalb Millionen Jugendliche finden keine feste sozialversicherungspflichtige Arbeit, aber es wäre unangemessen, daraus auf Massenverelendung schließen zu wollen.

Die folgenden Ausführungen sollen einige Aspekte der widersprüchlichen Entwicklung Italiens beleuchten, wobei nicht mehr beansprucht wird, als ein Schlaglicht auf wichtige Phänomene zu werfen, ein paar Steine eines Kaleidoskops für einen Augenblick im Stillstand zu betrachten, wohl wissend, daß dies kein Gesamtbild und noch weniger eine umfassende Interpretation bieten kann.

## I. Gewerkschaften und Arbeitsmarkt

Die Gewerkschaften haben über die italienischen Landesgrenzen hinaus erst Beachtung gefunden nach der scheinbaren Zäsur (scheinbar, weil Geschichte kaum je in klaren Brüchen und Zäsuren abläuft) von 1969, d. h. der Welle militanter gewerkschaftlicher Kämpfe, die als „Heißer Herbst“ bekannt wurde. Nur am Rande sei hier vermerkt, daß diese Ereignisse kurz nach dem Höhepunkt der Studentenbewegung von 1968 stattfanden, deren

zwanzigjähriges Jubiläum gerade in Festschriften, Konferenzen und nostalgischen oder kritischen Rückblicken begangen wird.

Als Modell und neuer Hoffnungsträger der einen und als Horrorvision eines aufgrund unkalkulierbarer Dauerstreiks ständig am Rande des Chaos lebenden Landes der anderen haben der „Heiße Herbst“ und die folgenden Jahre der Machtentfal-

tung der italienischen Gewerkschaften einige Jahre lang viel Interesse erfahren und die Meinungen extrem polarisiert. Inzwischen ist Italien zur fünftgrößten Industriemacht der westlichen Welt aufgestiegen, und kürzlich hat sogar das englische Wirtschaftsmagazin „Economist“ diesem Land, das vor noch nicht langer Zeit für Spaghetti, Mafia und „Florence“ stand, eine Titelgeschichte gewidmet. Die Gewerkschaften hingegen machen kaum noch Schlagzeilen, und es sind inzwischen vornehmlich die Experten der „industrial-relations“-Forschung, die sich überhaupt noch für sie interessieren und denen sie in erster Linie zur Veranschaulichung eines „Gegenmodells“ zu den stark institutionalisierten Gewerkschaften etwa Schwedens und Österreichs dienen.

Die ersten Jahrzehnte des Nachkriegsitalien waren gekennzeichnet durch die Konkurrenz der Richtungsgewerkschaften CGIL, CISL und UIL<sup>1)</sup>, die sich ab 1970 einander stark angenähert hatten und in denen es für einige wenige Jahre die Hoffnung auf eine definitive Überwindung der im Zuge des Kalten Krieges entstandenen Spaltung und auf eine Wiedervereinigung in einer großen Einheitsgewerkschaft gab. Diese Hoffnung ist jedoch mit den scharfen zwischengewerkschaftlichen Konflikten in den frühen achtziger Jahren und dem daraus resultierenden Bruch von 1984, in dessen Folge die bis dahin bestehenden einheitlichen Strukturen aufgelöst wurden, gescheitert. Dennoch ist es nicht zu einer Neuauflage des extrem feindseligen Konkurrenzverhältnisses gekommen, das in den ersten 15 Jahren des Nebeneinanders der Gewerkschaftsbünde die gewerkschaftliche Kraft geschwächt hatte. Heute wird in vielen Bereichen gemeinsame Politik gemacht, werden gemeinsame, wenn auch nicht immer einheitliche Positionen am Verhandlungstisch vertreten und gemeinsame Tarifabschlüsse vereinbart.

Doch ist unverkennbar, daß die weitverbreiteten Zweifel an der Glaubwürdigkeit der Gewerkschaften die einzelnen Organisationen dazu zwingen, ihr jeweiliges Selbstverständnis stärker auszudifferenzieren und in der Außen- wie in der Binnendarstellung deutlicher erkennbar zu machen. Bei diesem Versuch dienen sowohl die eigenen historischen Traditionen und Parteibindungen als auch die damit verbundenen Deutungsmuster gesellschaftlicher Machtstrukturen und Interessenlagen als Unterscheidungskriterien, wobei im Vordergrund der jeweiligen Bemühungen das gemeinsame Interesse steht, die eigene Mitgliederstruktur stärker der so-

<sup>1)</sup> CGIL (Confederazione Generale Italiana del Lavoro); CISL (Confederazione Italiana Sindacati Lavoratori); UIL (Unione Italiana del Lavoro).

zialen Zusammensetzung der Erwerbsbevölkerung anzugleichen.

Interessant ist hierbei, daß — genau besehen — die ideologischen Trennungslinien, die zwischen den drei italienischen Gewerkschaftsbünden verlaufen, sicherlich nicht tiefer, nicht unversöhnlicher sind als die Differenzen, die die verschiedenen Einzelgewerkschaften des DGB häufig an einer überzeugenderen Solidarität hindern.

Nach den letzten verfügbaren Daten von 1986 haben:

— die CGIL, die traditionell stärkste der Richtungsgewerkschaften, die sich etwa im Verhältnis 2:1 aus Kommunisten und Sozialisten rekrutiert, einen Mitgliederstand von 4 647 038, davon 38,4 Prozent Rentner;

— die CISL, eine Gewerkschaft mit links-katholischer Tradition, die in der Vergangenheit eine starke, in jüngster Zeit wieder wachsende Bindung an die christdemokratische Partei aufweist, 2 975 482 Mitglieder, davon 28,2 Prozent Rentner;

— die UIL, die der sozialistischen, der sozialdemokratischen und der republikanischen Partei nahesteht, 1 305 682 Mitglieder, davon 12,3 Prozent Rentner.

Alle drei großen Gewerkschaftsbünde zusammen hatten also 1986 8 928 202 Mitglieder; der gewerkschaftliche Organisationsgrad unter den abhängig Erwerbstätigen betrug 39,5 Prozent.

Allein seit 1980 haben CGIL, CISL und UIL 1 270 000, d. h. 17,2 Prozent ihrer Mitglieder verloren. Am stärksten hiervon betroffen war die CGIL (minus 21,5 Prozent). Die CISL verlor 14,7 Prozent. Nur die UIL konnte einen Zuwachs verbuchen (plus 2,4 Prozent). Nach wie vor bleibt die CGIL jedoch mit 52 Prozent aller gewerkschaftlich Organisierten die stärkste der drei Gewerkschaften, gefolgt von der CISL mit 31,3 Prozent und der UIL mit 14,6.

Starke Verschiebungen haben im letzten Jahrzehnt auch in der Verteilung der Gewerkschaftsmitglieder auf die verschiedenen Wirtschaftsbereiche stattgefunden, wobei diese Verschiebungen Ausdruck der allgemeinen Veränderungen in der Beschäftigungsstruktur sind: In der Industrie nahm die Zahl der Gewerkschaftsmitglieder um 24,6 Prozent ab, in der Landwirtschaft gar um 36,2 Prozent, während es im privaten und öffentlichen Dienstleistungsbereich einen starken Zuwachs gab. CISL und UIL haben heute die Mehrheit ihrer Mitglieder im Dienstleistungssektor, nur die CGIL hat ihr Schwergewicht weiterhin unter den Beschäftigten

der Industrie (49,8 Prozent), vor allem unter denen des Nordens.

Schwerwiegender noch als der Mitgliederverlust wiegt die Einbuße an gesellschaftlichem Prestige, die die Gewerkschaften in den letzten Jahren erfahren haben. Ihr Anspruch, allgemeine gesellschaftliche Interessen zu vertreten, ist dem weitverbreiteten Eindruck gewichen, sie verträten im wesentlichen die Sonderinteressen der stärkeren Gruppen des Arbeitsmarkts und traditionelle Arbeiterinteressen, kaum aber die Interessen der neuen Berufsgruppen und der Höherqualifizierten. Gleichzeitig fühlen sich mehr und mehr einzelne Berufsgruppen vor allem des öffentlichen Dienstes, die bisher zu den Gewerkschaften standen, von diesen nicht mehr ausreichend vertreten und gründen — neben den ohnehin schon bestehenden zahlreichen „autonomen“ Gewerkschaften — eigene Basiskomitees (COBAS). In den letzten Monaten kamen diese COBAS gar nicht mehr aus den Schlagzeilen heraus, weil die von ihnen organisierten Streiks Unruhe in die Schulen, die Krankenhäuser, die Flughäfen und Eisenbahnen trugen und diese zum Teil lahm legten.

Man kann also mit Fug und Recht davon sprechen, daß die Gewerkschaften schwer angeschlagen sind, auch wenn sie sich inzwischen ihrer Krise bewußt sind und Überlegungen anstellen, wie sie verlorenes Terrain wiedergewinnen können.

Um noch einmal die Ausgangssituation in den Jahren nach 1969 ins Gedächtnis zu rufen: Damals wurden die Gewerkschaften auch außerhalb der Betriebe zur stärksten Massenbewegung im Kampf für soziale Reformen. Sie wurden Adressaten unerfüllter Ansprüche und Forderungen auch von Gesellschaftsschichten, die nicht unmittelbar zu den Lohnabhängigen gehörten. Man sprach damals von „pansyndikalistischen“ Bestrebungen der Gewerkschaften, von einem unzulässigen Versuch, in den Zuständigkeitsbereich der politischen Parteien und des Parlaments einzudringen. Diese starke Mobilisierungswelle hat die Wahlerfolge der KPI von 1975 und 1976 ermöglicht, die diese in den Bereich der Regierungsverantwortung brachten und die Phase der „nationalen Einheit“ (1976—1979) einleiteten, während der die KPI die Regierungen von außen stützte.

Die neuesten Daten über den italienischen Arbeitsmarkt können leicht dazu verführen, die Situation als dramatisch einzuschätzen. Ende Oktober 1987 betrug die Zahl der Arbeitslosen 2 930 000, die Arbeitslosenrate hatte 12,3 Prozent erreicht. Wenn man genauer hinschaut, vor allem auch die in Italien angewandten Erhebungsmethoden beachtet (nach denen Hausfrauen, Studenten und Rentner

mitgezählt werden, wenn sie erklären, zu bestimmten Bedingungen dem Arbeitsmarkt zur Verfügung zu stehen), so reduziert sich die Zahl der „Arbeitslosen im engen Sinn“, d. h. derjenigen, die zuvor ein festes Arbeitsverhältnis hatten, auf wenig mehr als eine halbe Million. Allerdings gibt es anderthalb Millionen jugendliche Berufsanfänger, die als arbeitslos registriert sind (was in Italien möglich ist, auch wenn man nicht tatsächlich „arbeitslos“ ist), weil sie oft nur eine unregelmäßige, ungesicherte und ausbildungsfremde Beschäftigung haben und eine andere Arbeit suchen.

Die Statistik erlaubt es ferner, sechs Millionen „Arbeitspositionen“, d. h. arbeitsrechtlich nicht abgesicherte Beschäftigungsverhältnisse („jobs“) auszumachen, die potentiell zur Schaffung von circa zwei Millionen fester Arbeitsplätze genutzt werden könnten. Ist die Klage der Gewerkschaften über die hohe Arbeitslosigkeit also ohne Grund? Ist die Arbeitslosigkeit in Italien nur ein Paradox — wie die bekannten Sozialwissenschaftler Aris Accornero und Fabrizio Carmignani in einer Studie über die „Paradoxa der italienischen Arbeitslosigkeit“ nachzuweisen versucht haben?

Wie die kürzlich veröffentlichten Ergebnisse einer vom Arbeitsministerium eingesetzten Kommission unter dem Vorsitz von Pierre Carniti, dem früheren Generalsekretär der CISL, gezeigt haben, haben die gewerkschaftlichen Bemühungen der letzten 15 Jahre nicht ausgereicht, die Lohn- und Gehaltsstruktur Italiens gerechter, transparenter und rationaler zu gestalten. Die Gewerkschaften sind auf ihrem ureigensten Feld, d. h. bei der Formulierung und Durchsetzung gesellschaftlich akzeptabler Kriterien der „gerechten“ Entlohnung verschiedener Formen von Arbeit gescheitert. War es, ausgehend von 1969, vorrangiges Ziel der Gewerkschaften, die großen Lohn- und Gehaltsunterschiede abzubauen, willkürliche Leistungsbewertungen zu überwinden und vor allem auch niedrig qualifizierte Arbeit unter Berücksichtigung ihrer gesellschaftlichen Notwendigkeit aufzuwerten, so ist heute klar, daß dieses Ziel unerreicht geblieben ist.

Aber auch das seit den späten siebziger Jahren verfolgte Ziel, nicht nur Unterschiede in der Entlohnung einzuebnen, sondern auch Kriterien zur Bewertung von Qualifikationen zu finden und in der Entlohnungsstruktur in Rechnung zu stellen, wurde nicht erreicht. Nach den Ergebnissen der Carniti-Kommission scheinen für die Unterschiede in der Entlohnung weder die jeweilige Produktivität noch die Berufsqualifikation besonders ins Gewicht zu fallen. Die Unterschiede liegen vielmehr eher darin begründet, ob man im privaten oder im öffentlichen Sektor arbeitet und ob der jeweilige Arbeitsbereich

der internationalen Konkurrenz ausgesetzt ist oder nicht. Feststeht, daß die Löhne eines großen Teils der Industriearbeiter gerade jener Großunternehmen, deren Produktivität aufgrund der Modernisierungsinvestitionen der letzten Jahre erheblich gestiegen ist, auf dem Niveau des Existenzminimums liegen, während im Bereich der privaten (Banken) und der öffentlichen Dienstleistungen (hier mit extremen Unterschieden zwischen Angestellten verschiedener Ministerialbereiche) weitaus höhere Entlohnungen üblich sind. Die gewerkschaftlichen Bemühungen um Vereinheitlichung haben wenig Einfluß auf den Lohnschub gehabt. Häufig wird sogar von Arbeitnehmern die Zuständigkeit der Gewerkschaften in Tariffragen in Frage gestellt, weil sich einseitige Zugeständnisse von Firmenleitungen auf dem Lohnkonto mehr auszahlen als die geringen Erhöhungen, die in gewerkschaftlichen Tarifverhandlungen durchgesetzt werden können.

Was für Löhne und Gehälter gilt, gilt ebenso für den Bereich der Renten und Pensionen: Ein ehemaliger Bankangestellter hat etwa das Dreifache von dem, was ein ehemaliger Industriearbeiter im Ruhestand erwarten kann. Zudem haben Mitarbeiter bestimmter Bereiche des öffentlichen Dienstes das Privileg, schon in recht jungen Jahren (nach knapp 15 Jahren für Frauen, nach knapp 20 Jahren für Männer) auf weitere geregelte Erwerbsarbeit verzichten zu können, weil sie bereits ihre Pensionen beziehen können. Auch wenn derart augenfällige Privilegien gewiß von den Gewerkschaften verurteilt werden, so ist es doch ungeheuer schwierig, gewachsene Besitzansprüche zu beseitigen, zumal die Gewerkschaften dies auch gegen Teile ihrer eigenen Mitglieder durchzusetzen hätten.

In diesem Rahmen konnte lediglich ein Schlaglicht auf die Situation der italienischen Gewerkschaften geworfen werden. Was zusammenfassend gesagt werden kann, ist, daß die Gewerkschaften — und hierin liegt ihre heutige Krise — nicht rechtzeitig alte Konzeptionen und Zielsetzungen überdacht und revidiert haben, neue Interessenlagen und Bedürfnisse nur unzureichend in politische Forderungen umsetzen konnten und somit, auch an ihren eigenen Zielsetzungen gemessen, letztendlich gescheitert sind:

— Sie haben kaum mehr Gleichheit in den Lohn- und Arbeitsbedingungen geschaffen.

— Sie haben keine Linie gefunden, die den extrem zersplitterten Arbeitsmarkt hätte stärker vereinheitlichen können.

— Sie haben keine Avantgarderolle bei der Durchsetzung gesellschaftlich anerkannter Wertevorstellungen mehr (einen authentischen Wert der Arbeiterbewegung wie den der „Solidarität“ vertreten heute etwa katholische Basisgruppen glaubwürdiger).

— Sie sprechen immer weniger die Jugendlichen an, die sie als „Arbeitslose“ zu verteidigen vorgeben.

Zudem tun sich neue — für die Gewerkschaften schwer zu bewältigende — Widersprüche auf: Die Einsicht, daß die chaotische Industrialisierung, Motorisierung und Urbanisierung die Natur- und Kulturschätze Italiens zerstört, breitet sich spät, jetzt aber mit der Schnelligkeit eines Flächenbrandes aus. Die grüne Bewegung wächst. Auch hierauf sind die Gewerkschaften nicht ausreichend vorbereitet.

## II. Der italienische Linksterrorismus in den siebziger Jahren

Im europäischen Panorama stellt der italienische Terrorismus wahrscheinlich einen Sonderfall dar. Dies vor allem aus zwei Gründen:

— Erstens war der Entstehung des „roten“ oder „linken“ Terrorismus zu Anfang der siebziger Jahre ein Zyklus politischer und gewerkschaftlicher Kämpfe vorausgegangen — es genügt, an den „Heißen Herbst“ zu erinnern —, der weder im Nachkriegsitalien noch irgendwo sonst in Europa seinesgleichen hatte. Vergleichbar damit sind lediglich die sozialen und politischen Auseinandersetzungen der zwanziger Jahre. Der Terrorismus wurde nicht durch eine Blockierung der Demokratie ausgelöst, durch eine Verengung oder Gefährdung demokratischer Spielräume, sondern eher durch die allge-

meine „Unregierbarkeit“ des Systems. Die Entstehung und das Erstarken des Terrorismus fielen zusammen mit der Annäherung der KPI an die Regierung, die durch deren Wahlerfolge und die von Berlinguer betriebene Strategie des „historischen Kompromisses“ ermöglicht wurde und die die Aussicht bot, den 1947 erfolgten Bruch zwischen den antifaschistischen Parteien zu überwinden.

— Zweitens hatte das Phänomen des Terrorismus im Unterschied zu anderen Ländern und vor allem zur Bundesrepublik in Italien zwischen 1977 und 1980 einen Massencharakter. In bezug auf den Terrorismus wurde von einer „bewaffneten Partei“ gesprochen. Die Zahl der Verhafteten ging in die Tausende. Einer der bedeutendsten Politiker der ersten

italienischen Republik, Aldo Moro, wurde entführt und ermordet. Es wurden Ausnahmegesetze erlassen, die systematisch das Prinzip der Legalität des Rechtsstaats verletzen und bis hin zur gesetzlichen Einführung der „Kronzeugenregelung“ gingen. Aber Italien ist auch das Land, in dem es dank der Parteien und religiösen Vereinigungen, insbesondere der katholischen Kirche gelang, in relativ kurzer Zeit zu Formen der Aussöhnung zu gelangen, das Strafmaß der Verurteilten zu reduzieren, ihre Haftbedingungen zu verbessern und viele von ihnen aus den Gefängnissen zu entlassen.

Der folgende Versuch, verschiedene Strategien und Gruppen des italienischen Terrorismus zu analysieren, bezieht sich ausdrücklich nur auf das Phänomen des Linksterrorismus. Allerdings muß daran erinnert werden, daß es in den siebziger Jahren und auch schon zuvor einen starken Rechtsterrorismus gab, der im Verbund mit den außer Kontrolle geratenen Geheimdiensten viele blutige Attentate verübt hat (z. B. Bombenanschläge auf die Mailänder Landwirtschaftsbank 1969, auf eine Gewerkschaftskundgebung in Brescia 1974, auf den Schnellzug Italicus 1974 und auf den Bahnhof von Bologna 1980). Diesen Attentaten fielen insgesamt nicht weniger als 150 Menschen zum Opfer, die Zahl der Verletzten ging in die hunderte.

Doch beschränken wir uns auf den Linksterrorismus. Dessen stärkste und entschiedenste Gruppe war zweifellos die der Roten Brigaden. Die ersten spektakulären öffentlichen Auftritte dieser Organisation waren die Entführung, „Aburteilung“ und spätere Freilassung des Genueser Richters Mario Sossi im Jahre 1974 und die Ermordung des Genueser Generalstaatsanwalts Francesco Coco im Juni 1976. Dieser Mord wurde wenige Tage vor den Parlamentswahlen verübt, in denen die KPI das beste Wahlergebnis ihrer Geschichte erzielte. Das erklärt, warum die KPI anfangs große Schwierigkeiten hatte, das Phänomen des Linksterrorismus wirklich zur Kenntnis zu nehmen und darin etwas anderes zu sehen als ein Komplott der Rechten, das den Vormarsch der Linken diskreditieren sollte.

Die Wurzeln des bewaffneten Kampfes und der großstädtischen Guerilla liegen in den Studenten- und Arbeiterkämpfen Ende der sechziger Jahre. Die historisch-ideologischen Bezugspunkte waren zum einen ein den Mythen Stalin und Mao verhafteter Marxismus-Leninismus und zum anderen eine radikale, auf die Dritte Welt verweisende Theologie, die ihre Rechtfertigung aus einer ins Extreme gewendeten „Theologie der Befreiung“ gewann.

Die Geschichte der Roten Brigaden begann in den Hörsälen der Freien Universität von Trient, von wo Mitte der sechziger Jahre die Studentenbewegung

ihren Ausgang genommen hatte und bald auf fast alle anderen italienischen Universitäten übersprungen war. 1969 vertraten Renato Curcio und andere Mitglieder des 1967 gegründeten Kollektivs „Negative Universität“ offen die Notwendigkeit einer „Reaktion gegen den Staat und sein System“, wobei der bewaffnete Kampf für notwendig erachtet wurde. In offenkundiger Polemik gegen den Reformismus der offiziellen Arbeiterbewegung lautete die Parole: „Den bürgerlichen Staat reformiert man nicht, er muß besiegt werden.“

Es entstanden die Aktionsgruppen der Partisanen (GAP), denen — bis zu seinem gewaltsamen Tod im Jahre 1972 — auch der Verleger Giangiacomo Feltrinelli angehörte. Anfangs beschränkten sich die Aktivitäten noch auf demonstrative Akte, aber wenige Jahre später kamen andere autonome Gruppen hinzu und bildeten im industriellen Dreieck des italienischen Kapitalismus (Genua-Mailand-Turin) quasi als Pendant ein „terroristisches Dreieck“. Aus diesen Gruppierungen entstanden später die Roten Brigaden. Insbesondere sei an das „Collettivo politico metropolitano“ erinnert, dem nicht nur Studenten, sondern auch autonome Arbeitergruppen angehörten, die in vielen Großbetrieben (SIT-Siemens, IBM, Pirelli, Alfa Romeo) während des „Heißen Herbstes“ entstanden waren. Man hatte sich für die Stadtguerilla und den bewaffneten Kampf entschieden.

Ein weiteres wichtiges Datum war der Februar 1971 mit der Gründung der Zeitschrift „Nuova Resistenza“, in der der baldige Zusammenbruch des — durch unversöhnbare Widersprüche morsch gewordenen — „Systems“ prophezeit und der bewaffnete Kampf der revolutionären Avantgarden angekündigt wurden. Dieser Kampf werde „von der Krise des Regimes zum Kommunismus“ führen: „Eine Blume ist aufgeblüht, die Blume des bewaffneten Kampfs.“

Damit war definitiv die Entscheidung für den „bewaffneten Kampf“ gefallen, und — anfangs noch auf den industriellen Norden begrenzt — begann sich der Terrorismus nun langsam in Richtung Süden und nach Rom hin auszubreiten. Auch in verschiedenen Städten des Veneto faßte er Fuß, wo die traditionellen Hochburgen der Gruppe „Potere operaio“ lagen. Diese standen allerdings der anti-imperialistischen Dritte-Welt-Ideologie marxistisch-leninistischer Prägung, wie sie die Roten Brigaden vertraten, ablehnend gegenüber.

Ein weiterer Faktor hat damals maßgeblich zum Erstarren des „bewaffneten Kampfs“ beigetragen, nämlich die im gesamten Lager der extremen Linken verbreitete Befürchtung, ein Staatsstreich von rechts stehe unmittelbar bevor. Um die „Faschisti-

sierung des Staats“ abzuwehren, schien der bewaffnete Kampf legitim. Die offizielle Linke und vor allem die KPI mobilisierten ebenfalls gegen diese – auch von ihnen als real eingeschätzte – Gefahr für eine radikale Verteidigung der Demokratie, teilten aber keinesfalls die von den Roten Brigaden vertretene Auffassung, daß es notwendig sei, in den Untergrund zu gehen und den bewaffneten Abwehrkampf zu organisieren. Die ideologische Mischung aus marxistisch-leninistischer Orthodoxie und radikalen Positionen, die aus der italienischen Widerstandsbewegung gegen den Nazi-Faschismus entlehnt waren, bildete auch in den folgenden Jahren den Kern der Ideologie der Roten Brigaden. Die terroristische Praxis der Roten Brigaden wies – darin der RAF nicht unähnlich – Variationen auf, je nachdem, was für das jeweilige symbolische Opfer als angemessenen erachtet wurde: Entführung und „proletarischer Prozeß“, gezielte Verletzung der Beine, „proletarische Enteignung“ und Mord.

Eine weitere Organisation, die teilweise in Konkurrenz zu den Roten Brigaden stand, war die der „Nuclei armati proletari“ (NAP). Diese versuchten, Bezugs- und Anziehungspunkt für alle Kräfte und Gruppen zu sein, die im bewaffneten Kampf „eine siegreiche Methode“ sahen, und wollten „die noch unentschlossenen proletarischen Avantgarden“ aufrütteln, „die noch im Bann des legalen politischen Kampfes gefangen sind“. Aber während die Roten Brigaden in der Tat eine bewaffnete Avantgarde (von Studenten und Arbeiterführern) darstellten, die gegen das „System“ kämpfte, dessen Produkt sie auch gleichzeitig waren, gaben die NAP vor, eine Avantgarde zu sein, die im Namen marginalisierter gesellschaftlicher Gruppen handelte (im besonderen innerhalb der Gefängnisse und in den süditalienischen Städten). Sie blieben sowohl organisatorisch als auch faktisch weit schwächer als die Roten Brigaden und fanden mit dem Tod eines ihrer führenden Mitglieder im Jahre 1975 ihr Ende.

Der Massencharakter des terroristischen Phänomens, also der Übergang von der spektakulären Aktion kleiner bewaffneter Gruppen zur Führung und Einbeziehung einer relativ breiten Bewegung, erfolgte mit der Jugend- und Studentenbewegung von 1977. Im Unterschied zu der Studentenbewegung von 1968 bildeten für diese die Universitäten lediglich einen räumlichen Bezugspunkt; das Subjekt der Bewegung waren nicht in erster Linie Studenten, sondern die großstädtischen Jugendlichen

schlechthin. In diesem Milieu wurde die organisierte „Autonomie“ (Negri, Scalzone, Piperno) zum hegemonialen Bezugspunkt. Die „Autonomie“ knüpfte an die „ouvrieristischen“ Strömungen der sechziger Jahre an. Es ging um den Versuch, den Roten Brigaden die politische Führung zu entreißen, und dies nicht, weil deren Entscheidung für den „bewaffneten Kampf“ kritisiert worden wäre, sondern allenfalls wegen deren Ideologie und sektiererischen und geheimbundmäßigen Organisationsformen. Die „Autonomie“ bezog sich nicht auf das Elend der Dritten Welt, sondern auf die Realität amerikanischer Großstädte, nicht auf die Arbeiter, sondern auf die Arbeitslosen aus freiwilliger Entscheidung, nicht auf die Ideologie der Arbeit, sondern auf die der Verweigerung fremdbestimmter Arbeit.

Während des gesamten Jahres 1977 und bis zur Entführung Aldo Moros im April 1978 versuchte die „Autonomie“ ein politisches Primat zu erringen, indem sie Illegalität, gewaltsame Aktionen kleiner Gruppen und die klandestinen Teile der terroristischen Bewegung mit den offenen Massendemonstrationen miteinander zu verbinden suchte. Dabei bewegte sie sich strategisch geschickt an der Grenze zwischen Legalität und Illegalität, schuf sich eine starke Resonanz in den Massenmedien und in akademischen Kreisen sowie internationale Kontakte, wobei die Führer der „Autonomie“ ganz klar und entschieden den Übergang zu einer zweiten italienischen Republik als Ziel verfolgten. Diese Strategie wurde vereitelt durch die Entscheidung der Roten Brigaden, mit verstärktem Einsatz zu spielen und „direkt ins Herz des Staates zu stoßen“, was mit der Entführung Moros erfolgte und das Land für Monate an die Schwelle des permanenten Ausnahmezustands führte. Die militärische Logik der Roten Brigaden gewann die Oberhand über die politische der „Autonomie“, und der christdemokratische Politiker Moro wurde auf dem Altar des „Primats der Waffen“ geopfert.

Diese dramatische Wende bezeichnete gleichzeitig den Höhepunkt des italienischen Terrorismus und den Beginn seines Niedergangs, der von einer zugespitzten inneren politischen Krise ausging und in den beiden folgenden Jahren auch in organisatorischer Hinsicht zum Ende des Terrorismus führte. Das Phänomen des Linksterrorismus als tendenzieller Massenbewegung fand damit seinen Abschluß, auch wenn es bis heute immer wieder noch zu vereinzeltten Attentaten kommt.



### III. Das politische System

Ist das politische System Italiens heute noch in der Lage, für alte und neue Probleme durchsetzbare Lösungen zu finden? Oft hat es den Anschein, daß Italien sich von einer Regierungskrise zur nächsten „durchwurstelt“. Von außen ist schwer verständlich, wem damit gedient sein kann, da ja doch nur ganz ähnliche Kräfteverhältnisse neu bestätigt aus den Wahlen hervorgehen und wieder dieselben Parteien die nächste Regierung stellen. In Italien selbst hat seit einiger Zeit eine heftige Debatte über die Notwendigkeit eingesetzt, eine institutionelle Reform vorzunehmen, das Wahlsystem zu ändern und Mechanismen zu finden, die geeignet sind, die bestehenden Blockierungen zu überwinden. Ein Grund hierfür ist auch, daß die Ungeduld der Wähler spürbar wächst und die Wahlbeteiligung zurückgeht. Die Politiker, gleich welcher Partei, erscheinen einer wachsenden Zahl von Italienern immer mehr als eine undurchdringliche Nomenklatura, als eine Kaste, die nach ihren eigenen Gesetzen funktioniert und ihre eigenen Interessen stärker befriedigt als die der Wähler und des Landes. Der „palazzo“, wie Pasolini die politische Führung Italiens genannt hat, scheint immer weiter entfernt von der realen Gesellschaft.

Italien wirkt wie ein politischer Zwerg, während seine großen Wirtschaftskapitäne in aller Welt umherschweifen, intelligent und informiert den Aufbau des „Europa der Unternehmer“ betreiben (de Benedettis Holding „Europa 1992“) und sich die Agnelli-Stiftung — wie kürzlich auf einer großen Tagung in Washington — bestätigen läßt, daß „alles zum Besten“ stehe und das politische System Italiens im Grunde keiner grundsätzlichen Reform bedürfe. Die italienische Wirtschaft erobert neue Märkte, italienische Kultur und Mode machen international Furore. Doch das politische System ist nicht mehr in der Lage, regierungsfähige Mehrheiten zu bilden.

Die 1948 entstandene, von allen antifaschistischen Parteien gemeinsam erarbeitete Verfassung wollte vor allem eines nicht mehr zulassen: die Entstehung charismatischer Führerpersönlichkeiten. Das reine Verhältniswahlrecht ohne Sperrklausel und das Zweikammersystem wurden eingeführt. Heute führt dies zu einer negativen balance of power, zu einer ständigen wechselseitigen Lähmung von Regierung und Opposition. Auch die damals noch nicht absehbare Sonderstellung der kommunistischen Partei (die eine der tragenden Kräfte dieser Verfassung war) als permanenter Oppositionspartei führt heute dazu, daß diese Partei ein paradoxes Oppositionsmonopol besitzt. Die KPI darf zwar

mitregieren, ohne sie könnte auch gar nicht regiert werden, aber sie wird nicht direkt in die Regierung miteinbezogen, sondern nur indirekt durch ständige Absprachen.

Heute sind sich alle politischen Parteien einig darüber, daß nur neue politische Spielregeln, die der Gründung einer zweiten italienischen Republik gleichkommen, das Land wieder regierbar machen können. Uneinigkeit herrscht allerdings über die Art und Weise der Reform und deren einzelne Ziele. Natürlich gibt es Kräfte, die einfach auf mehr Ordnung, mehr Autorität setzen, andere dagegen wollen neue Spielregeln, um notwendige Reformen und einen sozial verträglichen Modernisierungsprozeß politisch gestaltbar zu machen.

Im Unterschied zur Vergangenheit, in der Verfassungsreformen eher ein Anliegen der rechten und konservativen Kräfte waren, ist die lebhafteste Debatte, die heute in Italien darüber geführt wird, mit welchen institutionellen Mechanismen das politische System sinnvoll verändert werden kann, hauptsächlich von den intellektuellen Kräften der Linken getragen. Die Ausgangsüberlegungen sind dabei — schematisch dargestellt — folgende: Wenn die Linke nicht nur zum Garanten des Status quo werden, das Bestehende verwalten und die einmal eroberten Besitzstände des Sozialstaats verteidigen will, so muß es ihr gelingen, institutionelle Innovationen durchzusetzen, die die reale Repräsentativität des politischen Systems erhöhen. Mag dies auch angesichts des in Italien bestehenden reinen Verhältniswahlrechts fast als ein Paradox erscheinen, so ist doch in Wahrheit dieses System nicht mehr in der Lage, neue politische Bewegungen und neue Forderungen wirklich aufzunehmen. Gerade die scheinbare „Hyper-Repräsentativität“ führt dazu, daß der traditionelle politische „Markt“ alle neuen Forderungen absorbiert, ohne je wirklich aus dem Gleichgewicht gebracht zu werden.

Die Erfahrungen mit den großen Massenbewegungen der sechziger und siebziger Jahre haben auch deshalb eine starke Desillusionierung bewirkt, weil sich erwiesen hat, wie wenig das politische System in der Lage ist, neue Ziele und Forderungen wirklich aufzunehmen und innovative Reformen hervorzubringen. In der Regel sind die sozialen Gruppen und Bewegungen gezwungen, sich in den traditionellen Parteien Fürsprecher zu suchen, und diesen gelingt es aufgrund ihres Vertretungsmonopols leicht deren Forderungen die Spitze abzubringen.

Eine weitere Überlegung resultiert aus der Beobachtung, daß bis heute jede auch noch so geringe

reformerische Absicht in Italien eine enorme Verschwendung politischer und sozialer Energien verursacht. Inzwischen besteht ein breiter Konsensus darüber, daß bessere Ergebnisse möglich wären, wenn gleichzeitig die Entscheidungsgewalt der Exekutive und die Kontrollfunktion des Parlaments gestärkt würden. Im Gegensatz zu der Auffassung, die die Linke in Italien und anderswo vertritt, kann eine höhere Regierbarkeit des politischen Systems auch Ausdruck und Voraussetzung für eine bessere Vertretung der Interessen der Bürger sein und neuen Bewegungen mehr Partizipationsmöglichkeiten einräumen. Es geht also darum, die korporatistischen Tendenzen des Systems aufzubrechen.

Mit großer Aufmerksamkeit werden verschiedene Verfassungsmodelle anderer europäischer Länder analysiert, wie etwa die Mechanismen der Sperrklausel, des konstruktiven Mißtrauensvotums und der Doppelstimme in der Verfassung der Bundesrepublik oder das französische Wahlsystem mit seinen zwei Wahlgängen und der Stichwahl. Dabei versucht man nicht, anderswo Modelle zu finden, die ohne kritische Hinterfragung importiert werden könnten, sondern bemüht sich unter Berücksichtigung der historischen und kulturellen Besonderheiten Italiens um eine genaue Abwägung der Ergebnisse bestimmter Normen.

Man darf in der Tat nicht vergessen, was der katholische Verfassungsrechtler Roberto Ruffilli in einem seiner letzten Aufsätze vor seiner Ermordung durch die Roten Brigaden geschrieben hat: „Die Übereinkunft über das Verhältniswahlrecht war der Minimalkonsensus zwischen Kräften, die zur Koexistenz gezwungen waren, aber nicht bereit waren, ihre Differenzen über das Modell von Demokratie und Partei sowie auch über die Regierungsformen und die Freiheitsgarantien vollständig zu überwinden. In Wirklichkeit beruhte die Übereinkunft auf dem Versuch, die Auseinandersetzung um die Vormachtstellung in die Zukunft zu verschieben, was dem Sieger dann erlaubt hätte, aus seiner Machtstellung heraus, seine eigenen Regeln zu diktieren.“

Dieser „Waffenstillstand“ hat u. a. auch ernste Folgen für das Funktionieren der Staatsmaschinerie gehabt, da das Prinzip einer legalen Rationalität durch das der Parteienwirtschaft ersetzt wurde. Die Parteien — so die klarsichtige Analyse Ruffillis — „haben die Methode der Legalität aufgegeben zugunsten der wechselseitigen Anerkennung ihrer Machtpositionen in Staat und Gesellschaft und haben darauf verzichtet, gemeinsam eine Beziehung zu den Institutionen und zu den Bürgern aufzubauen, die die Autonomie der ersteren und die Selbstbestimmung der letzteren hätte stärken können“. Sie haben „damit ihre eigene Führungsrolle gekräftigt, was ihnen die weitgehend regelfreien Eingriffe in die direkte Verwaltung der öffentlichen Macht ermöglichte“.

Die Diskussion über eine inzwischen allseits als notwendig erachtete Verfassungsreform darf den Blick auf ein damit verbundenes Dilemma nicht verstellen: Dieses liegt im Zustand der politischen Parteien Italiens selbst. Die christdemokratische Partei ist weitgehend verbraucht und ist nicht mehr in der Lage, sich selbst und damit die politischen Strukturen des Landes zu erneuern. Die sozialistische Partei mit ihrem hochentwickelten Machtbewußtsein zielt darauf ab, als Zünglein an der Waage für alle möglichen Mehrheiten unverzichtbar zu sein (entsprechend der FDP in der Bundesrepublik). Die kleinen Parteien befinden sich zunehmend in einer grundsätzlichen Identitätskrise.

Wer also soll die Zweite Italienische Republik begründen? Die Gründungsväter der ersten Republik waren historisch eindeutig legitimiert, die der zweiten müßten die Kraft aufbringen, das Neue aus ihrer eigenen Krise zu schaffen. Ist dies nicht vielleicht ein Widerspruch in sich? Diese Frage hatte bereits Ernst Fraenkel in den Krisenjahren der Weimarer Republik gestellt: ist ein politisches System, das die Kraft hat, sich selbst zu reformieren, vielleicht gar nicht grundsätzlich reformbedürftig?

#### IV. Schlußbetrachtungen

Wie Deutschland zu Zeiten von Karl Marx scheint Italien heute gleichzeitig an den Übeln der Vergangenheit wie an denen der Gegenwart zu leiden. Diese „Gleichzeitigkeit des Ungleichzeitigen“ verursacht in einer komplexen Industriegesellschaft wie der italienischen instabile Verhältnisse. Eine „blockierte“ Demokratie, der die Möglichkeit zu einem wirklichen Wechsel der sie regierenden

Kräfte fehlt, erlebt zugleich auch alle Probleme anderer moderner Gesellschaften, die aufgrund des konfliktorischen Pluralismus, der sich in ihnen entfaltet, tendenziell unregierbar werden.

Hier liegen die Schwierigkeiten und wahrscheinlich die Unauflösbarkeit dessen, was als der „Fall Italien“ bezeichnet worden ist. Die „Lesarten“ dieses

Falls unterstellen manchmal, das Problem liege lediglich in der Rückständigkeit Italiens im Vergleich zu anderen europäischen Ländern. Andere Interpretationen vermuten dagegen, daß Italien in Wirklichkeit als „Laboratorium“ zu betrachten sei, in dem es möglich sei, zu erkennen, was auch das Schicksal anderer Länder sein wird. Auf Italien lastet demzufolge das besondere Gewicht seiner spezifischen historischen Entwicklung ebenso wie seine Eingebundenheit in die allgemeine Krise des Spätkapitalismus.

Die negativen Aspekte des über dreißig Jahre dauernden politischen Monopols der christdemokratischen Partei treffen in Italien mit der Tatsache zusammen, daß es wie jede andere pluralistisch-korporative Demokratie von einer „schwachen“ Regierung geführt wird, und dies auf der Grundlage einer Verfassung, die ganz offensichtlich obsolet geworden ist und die keinen wirklichen „Souverän“ kennt. Wenn diese Analyse stimmt, so folgt daraus, daß die beiden Positionen, die sich in den letzten Jahren in der politologischen Debatte wechselseitig verschränkt haben, beide einseitig, allerdings auch komplementär zueinander sind, d. h. zusammengekommen und sich gegenseitig ergänzend ein recht realistisches Bild ergeben.

Die erste Position, die sich als nationalhistoristisch bezeichnen läßt, geht von der Besonderheit

des „Falls Italien“ aus und folgert das Nicht-Funktionieren des politischen Systems aus dieser Besonderheit. Dieser Analyse liegt die Philosophie des „Historischen Kompromisses“ zugrunde. Das Ziel müßte hiernach darin liegen, auf politischem Weg die Hindernisse zu überwinden, die die Ablösung der Regierung bisher unmöglich gemacht haben. Das Problem läge also nicht darin, eine Verfassungsreform durchzuführen, sondern vielmehr darin, den Geist der bestehenden Verfassung zu verwirklichen, und zwar durch ein großes Bündnis der drei politisch-kulturellen Kräfte (der katholischen, kommunistischen und liberal-sozialistischen) und durch die Neubelebung des Geistes, der die Widerstandsbe-  
wegung und die Gründung der Republik getragen hat.

Die zweite Position ist scheinbar radikaler und moderner. Sie versucht, den „Fall Italien“ vollständig in der Krise des europäischen Kapitalismus aufgehen zu lassen und ignoriert die spezifischen verfassungsmäßigen und institutionellen Mängel dieses Landes. Sie übersieht, daß die allgemeine Krise der „Unregierbarkeit“ der europäischen Industriegesellschaften in Italien besondere pathologische Formen angenommen hat, die durch sein politisch-institutionelles System bedingt sind.

## Ausgewählte Literatur

*Alf, S. G.:* Leitfaden Italien. Vom antifaschistischen Kampf zum Historischen Kompromiß, Berlin 1977.

*Amato, G.:* Una repubblica da riformare, Bologna 1980.

*Bolaffi, A.:* L'itinerario verso una riforma „debole“, in: *Democrazia e diritto*, (1984) 3.

*Candeloro, G.:* Storia dell'Italia moderna, vol. X (1939–1945), vol. XI (1945–50), Milano 1984/1986.

*Farneti, P.:* Il sistema dei partiti in Italia 1946–1979, Bologna 1983.

*Fritsche, P.:* Die politische Kultur Italiens, Frankfurt a. M.–New York 1987.

*Galasso, G.:* L'Italia democratica, Firenze 1986.

*Hess, H.:* Italien: Die ambivalente Revolte, in: ders. (Hrsg.), *Angriff auf das Herz des Staates*, Bd. 2, Frankfurt a. M. 1988.

*Kreile, M.:* Gewerkschaften und Arbeitsbeziehungen in Italien (1968–1982), Frankfurt a. M. 1985.

*Mammarella, G.:* L'Italia contemporanea 1943–1985, Bologna 1985.

*Palma, D. di:* Sopravvivere senza governare. I partiti nel Parlamento italiano, Bologna 1978.

*Pasquino, G.:* Partiti, società civile, istituzioni e il caso italiano, in: *Stato e mercato*, (1983) 8.

*Ruffilli, R.:* I contrasti e le mediazioni all'origine della Repubblica, in: *Il Mulino*, (1988) 315.

*Salvati, M.:* Strutture politiche ed esiti economici, in: *Stato e mercato*, (1982) 4.

*Schoch, B.:* Die internationale Politik der italienischen Kommunisten, Frankfurt a. M. 1988.

# Italien nach dem Faschismus. Eine Gesellschaft zwischen postnationaler Identität und europäischer Integration

## I.

Das markanteste Gebäude der für 1942 geplanten Weltausstellung in Rom, das „Quadratische Kolosseum“, wie es von den Römern spöttisch getauft wurde, trägt an der Ostseite in meterhohen Lettern die Inschrift: Italien „ein Volk von Helden, Dichtern, Künstlern, Heiligen, Entdeckern, Erfindern, Seefahrern, Auswanderern“. Der Text stammt von Mussolini. In prononcierter Form ist hier der historische, kulturelle und moralische Primatanspruch formuliert, dem man in Italien im 19. und 20. Jahrhundert an vielen Stellen begegnet.

Das ganze Projekt dieser Weltausstellung ist wie kaum etwas anderes geeignet, den integralen Nationalismus zu demonstrieren, der damals breite Schichten der italienischen Gesellschaft prägte. Das ehrgeizige Unternehmen sollte anlässlich der Zwanzigjahrfeiern des Regimes 1942 stattfinden. Mit einem Etat von über zwei Milliarden Lire, einem Gelände von mehr als 400 Hektar und 50 projektierten Ausstellungen und 350 Tagungen war es die vielleicht aufwendigste, sicherlich aber die ambitionierteste Initiative ihrer Art in diesem Jahrhundert. Man rechnete für diesen „Wettkampf der Kulturen“ mit mindestens 20 Millionen Besuchern. Italien wollte der Welt seinen Primatanspruch und seine Zukunft als imperiale Großmacht demonstrieren<sup>1)</sup>.

Die „Esposizione Universale di Roma“ (EUR) kam nicht zustande. 1942 stand Italien vor der militärischen Niederlage, der Faschismus vor dem Zusammenbruch. Das Gelände blieb nach 1945 ein gespenstisches Ruinenfeld. In den fünfziger Jahren wurde die EUR, zum Teil nach den alten Plänen und unter der alten Leitung, mit der neuen Zielsetzung einer Garten- und Verwaltungsstadt fertiggebaut. Das Projekt in seiner faschistischen Version wurde nach 1945 als megaloman und als Ausdruck nationalistisch-faschistischer Machtpolitik in Acht und Bann getan.

Heute erscheint das Riesenprojekt der EUR teilweise in einem neuen Licht. Das gilt vor allem für

die Architektur selbst, in der die Postmoderne mit ihrer Wiederentdeckung von Säule, Bogen, Gewölbe und Architrav einen neuen Zugang zu den Polemiken der dreißiger Jahre zwischen „Traditionalisten“ und „Rationalisten“ gewinnt. Der von der Kritik nach 1945 aufgestellte Gegensatz zwischen positiver „antifaschistischer“ rationalistischer und negativer faschistisch-traditionalistischer Architektur läßt sich nicht mehr aufrechterhalten.

Aus den Archiven der EUR kommt jetzt ein ungeschriebenes Kapitel der italienischen Kunstgeschichte mit vielen prominenten Namen zutage. Nach Ansicht von Garin hat man die „aktive und engagierte Teilnahme der großen Mehrheit der italienischen Kultur“ an dem Projekt zu konstatieren. Das gilt auch für Technik und Wissenschaft, wo fast alle, die Rang und Namen hatten, sich mit Planungen von bisweilen hoher Qualität beteiligten, die allerdings „ein starker und z. T. unerträglicher Primatskomplex“ (E. Garin) kennzeichnet<sup>2)</sup>.

Ein weiteres Beispiel mag genügen: Der toskanische Dichter Giovanni Papini publizierte 1939 ein Loblied auf „Italia mia“, das einen einzigen Hymnus auf den Fleiß der Italiener, ihren Geist, ihren Heroismus, ihren Erfindungsreichtum, ihr Schönheitsgefühl darstellt<sup>3)</sup>. Das durch einzigartige Naturschönheiten ausgezeichnete Italien präsentiert in einem „märchenhaften Mikrokosmos“ alle Möglichkeiten und Realisierungen dieser Erde. Die Italiener seien das erstgeborene Volk, „ohne das Europa nicht Europa wäre und ohne das die Welt unendlich viel düsterer, trauriger und barbarischer aussehen würde“. Papini sieht in den Italienern das geborene Herrschervolk. „Über zwei Jahrtausende haben die kühnen Italiener ihre Überlegenheit gezeigt und geherrscht . . . mit dem Adler oder dem Kreuz, mit dem Gold oder der Feder, mit der Macht des Glaubens und dem Glanz des Genies, aber immer als Herrscher“. „Italien besitzt seine wichtigste Aufgabe bei der Führung und Erziehung des Menschengeschlechts.“<sup>4)</sup>

1) E 42. Utopia e scenario del regime. 2 Bde. Venezia 1987; Italo Insolera/Luigi Di Majo. L'Eur e Roma dagli anni Trenta al Duemila. Bari 1986; Riccardo Mariani. E 42. Un progetto per l'„Ordine Nuovo“. Milano 1987.

2) Eugenio Garin. La civiltà italiana nell'Esposizione del 1942. in: E 42 (Anm. 1). Bd. 1. S. 8.

3) Giovanni Papini. Italia mia. Firenze 1942<sup>4</sup>.

4) Ebd. S. 17. 27. 29. 32. 157. 176 f.

Diese Zeilen sind deshalb von Interesse, weil sie nicht von einem extremistischen Nationalisten, sondern von einem gemäßigten, katholisch orientierten philofaschistischen Schriftsteller stammen. In den Zeugnissen Papinis wie auch in denen Mussolinis spiegelt sich etwas von dem bis in die Gegenwart reichenden Selbstverständnis der Italiener wider: Italien als Zentrum des römischen Weltreichs, als Heimat der katholischen Weltkirche, als Wiege von Humanismus und Renaissance, als große Pflanzstätte der Kunst — hier liegen die Hauptruhmes-titel. Italien sieht sich zu Recht als eine der fundamentalen Komponenten der europäischen Kultur, in Geschichte und Gegenwart.

Diese Traditionen setzen sich bis in die Gegenwart fort. In Mode, Film, Kunsthandwerk, Architektur, industriellem Design und auf vielen anderen Gebieten mehr, wo Ästhetik, Kreativität, Erfindungs-gabe und Anpassungsfähigkeit gefragt sind, bietet Italien wichtige Beiträge zur heutigen Weltkultur. Wie Umfragen zeigen, bilden diese Traditions-stränge entscheidende Komponenten im Selbstverständnis des heutigen Italieners. Die Naturschön-heiten Italiens, Kunst, Kultur und Kreativität, Be-gabung zum Lebensgenuß rangieren in der Liste der Präferenzen ganz oben<sup>5)</sup>.

Wer nach den Umrissen der nationalen Identität der Italiener fragt, wagt sich auf schwieriges Ge-lände. Wissenschaftlich zuverlässige Aussagen sind kaum zu machen, und dort, wo man sie — wie im Bereich der demoskopischen Umfragen — heran-

ziehen könnte, verlassen sie kaum den Bereich des Banalen. Der im gleichen Umfeld anzutreffende geistvolle Essay dagegen bleibt in den meisten Fäl-len in einer funkelnden und nur auf den ersten Blick bestechenden Subjektivität<sup>6)</sup>.

„Worin besteht der Charakter eines Volkes?“ fragt B. Croce und antwortet: Er besteht „in seiner Ge-schichte, in seiner ganzen Geschichte, in nichts an-derem als seiner Geschichte“<sup>7)</sup>. Die Geschichte Italiens weist Glanzzeiten, tiefe Brüche und Phasen des scheinbar unaufhaltsamen Niedergangs und der Dekadenz auf. Die politische Einigung kam spät und blieb lange Zeit gefährdet; die Niederlage im Zweiten Weltkrieg schien erneut die staatliche Ei-genexistenz Italiens aufs Spiel zu setzen.

Dies spiegelt sich im Selbstverständnis der Italie-ner. „In der Gleichzeitigkeit von Primatdenken und Dekadenz, von objektiver Inferiorität und einem unauslöschlichen Superioritätsgefühl als Überkom-pensation bildet sich eines der dauerhaftesten Ur-teilsschemata der gesamten italienischen Ge-schichte heraus.“<sup>8)</sup> Das Verhältnis des italienischen Intellektuellen zu sich selbst, zu seiner Umgebung, zu seiner Nation und zu dem Italien von heute ist durch diese Ambivalenz von Liebe und Haß, em-phatischer Zustimmung und überheftiger Kritik ge-kennzeichnet. Politische Brüche, Emigrationen und Systemwechsel haben die psychologischen Vor-aussetzungen geschaffen für ein solches „Leiden an Italien“<sup>9)</sup>.

## II.

Das Jahr 1945, so schreibt der Historiker und Di-plomate S. Romano, kennzeichnet „das Ende eines großen politischen Projekts“ und bedeutet „einen Bruch in der Kontinuität der nationalen Ge-schichte“<sup>10)</sup>. In der Tat heben sich mit größerer zeitlicher Distanz immer stärker die einheitlichen Züge der italienischen Geschichte zwischen 1860 und 1945 heraus. Die risorgimentalen Führungseli-ten der „Historischen Rechten“ um Cavour, Rica-

solì, D'Azeglio und Rattazzi waren mit Blick auf Frankreich und England angetreten, den ökonomi-schen, gesellschaftlichen und politisch-institutionel-len Rückstand Italiens gegenüber Westeuropa auf-zuholen und das Land in den Kreis der gleichbe-rechtigten Großmächte zu führen. Das liberale Ita-lien des Ersten Weltkrieges und noch das faschisti-sche Italien Mussolinis standen ganz in diesen gei-stigen Traditionen. Im Zeichen dieses macht- und außenpolitischen Programms vollzog sich vielfach das Bündnis zwischen liberalkonservativen und na-tionalistischen Eliten und dem Faschismus<sup>11)</sup>.

Der Faschismus erzielte über seine Großorganisa-tionen von Partei, Freizeit, Gewerkschaften, Sport und Jugend die „Nationalisierung der Massen“ und schuf oder potenzierte die Mythen von Staat, Na-tion und dem „neuen Italiener“. Um die Größe der Nation zu erreichen, opferte der Faschismus die Freiheit und trennte so die beiden fundamentalen

5) Pino Buongiorno, 1987. Quanto conta l'Italia nel mondo. Penisola del tesoro, in: Panorama vom 22. März 1987.

6) Siehe u. a. Luigi Barzini, Gli europei, Milano 1985, S. 170 ff.; Luigi Barzini, Die Italiener, Frankfurt/M. 1964; Giorgio Bocca, In che cosa credono gli italiani?, Milano 1984.

7) Giuliano Bollati, L'italiano. Il carattere nazionale come storia e come invenzione, Torino 1983.

8) Ebd., S. 41.

9) Ein solcher Primat des Negativen findet sich z. B. in den Werken von F. Cusin, Antistoria d'Italia, Torino 1948; aus jüngster Zeit vgl. z. B. Guido Ceronetti, Un viaggio in Italia, Torino 1983.

10) Sergio Romano, Das italienische Nationalgefühl heute. Traditionsbruch und Rückgriff, in: Schweizer Monatshefte, 65 (1985), S. 859–866, S. 860.

11) Vgl. z. B. Claudio Pavone, Le idee della Resistenza. Antifascisti e fascisti di fronte alla tradizione del Risorgimento, in: Passato e Presente, (1959) 7, S. 850–918.

Werte, auf denen das Risorgimento basiert hatte. Mussolini als Inkarnation des „homo italicus“ und „Genius der Nation“ fühlte sich ganz als Vollstrecker dieses Auftrages, wenn er das „Jahrhundert des Faschismus“ heraufzuführen versprach und Italien im Jahre 2000 unter den vier führenden imperialen Weltmächten angesiedelt sah<sup>12)</sup>.

Rückschauend betrachtet, bildet die Hypertrophierung des Nationalgedankens das vielleicht wichtigste Charakteristikum der faschistischen Zeit. Innen- wie außenpolitisch fungierte der Appell an die wirklichen oder vermeintlichen nationalen Interessen als höchst wirksames Instrument der Konsensstiftung und der politischen Integration. Über den Primat des Nationalen konnten selbst die progressiven Traditionen des Risorgimento dem Mythos des „neuen“ Italien dienstbar gemacht werden. Dieser nationalistische Appell wirkte, wie u. a. die Geschichte der Klerikofaschisten deutlich macht, tief auch in die genuin katholischen Teile der italienischen Gesellschaft hinein.

Die vom Faschismus propagierten Mythen kreisten um Staat und Nation. Dies zeigte sich in einer Verherrlichung des Machtstaates, der Kriegs- und Gewaltphilosophie, der instrumentellen Zuordnung von Individuum, Bewegung und Staat. Der Faschis-

mus wurde als triumphaler Höhepunkt der Nationalgeschichte gesehen, die vorhergehenden Jahrhunderte wurden als Vorgeschichte interpretiert<sup>13)</sup>.

Diese in den Konturen ungewisse, zwischen Hoffnungen und Befürchtungen schwankende, aber in ihren zentralen Aussagen doch einheitliche und optimistische Selbstinterpretation der Nation brach seit den militärischen Niederlagen des Winters 1940/41 Stück für Stück zusammen. In den Schlammfeldern Albaniens und Nordgriechenlands und auf den Wüstenstraßen Libyens enthüllte sich die militärische Schwäche des faschistischen Italien und die nicht mehr überbrückbare Kluft zwischen propagandistischem Schein und harter Wirklichkeit. Der Sturz Mussolinis am 25. Juli 1943 und die von den Alliierten erzwungene Kapitulation am 8. September endeten in einer völligen militärischen und moralischen Katastrophe.

Der 8. September bildet noch heute, weit über den damaligen Anlaß hinaus, im Kollektivbewußtsein der Nation das Symbol für Niederlage und Zusammenbruch schlechthin, ein Tag, der in die Biographie jedes einzelnen eingeschrieben ist<sup>14)</sup>.

### III.

E. Galli della Loggia, Zeithistoriker und einer der scharfsinnigsten Interpreten des heutigen Italien, spricht von „einer Art von schweigendem Pakt“, den die breite Mehrheit des italienischen Volkes „in den Tagen des faschistischen Krieges und dann des Befreiungskrieges“ mit sich selbst einging. „Ein schweigender, aber deshalb nicht weniger haltbarer Pakt, da aufgebaut auf einem Kollektiverlebnis von Entbehrungen und Leiden, wie sie das Land bis dahin noch nie erlebt hatte. Im Kern sagte dieser Pakt, daß man nie wieder den Verlockungen des Krieges nachgeben werde und daß die Rechnung mit dem Faschismus, mit seinen Idealen und seinen Methoden für immer abgeschlossen sei.“<sup>15)</sup>

Der 8. September war nicht nur der dunkelste Tag in der Geschichte des Einheitsstaates. Er wurde zugleich das Datum für einen Neubeginn. An die-

sem Tage trafen sich in Rom die Führer der sechs antifaschistischen Parteien, um das „Komitee für die nationale Befreiung“ zu gründen. Dies war der Auftakt für die spätere Resistenza.

Italien verfügte über reiche positive Erfahrungen im auf Freiwilligkeit, Spontanität und Charisma aufbauenden Guerilla-Krieg, für die der Name Garibaldi steht. Diese Traditionen lebten mit großer Intensität und in erneuerten Formen in der „Resistenza“ wieder auf. Während mehr als 600 000 Italiener in eine harte deutsche Kriegsgefangenschaft gingen und die in Bürgerkrieg und Krieg verstrickte Nation in Resignation und Apathie zu versinken drohte, stiegen erste kleine Gruppen von bewaffneten Jugendlichen in die Berge, organisierte sich in den Städten in der Illegalität der antifaschistische Widerstand. Aus der Illegalität und dem Widerstand heraus organisierte sich das neue Parteiensystem, bildete sich eine neue Elite, fand die Nation ein neues moralisch-politisches Selbstbewußtsein<sup>16)</sup>. „Das Wort Vaterland bekam endlich wieder einen humanen und brüderlichen Sinn.“<sup>17)</sup>

<sup>12)</sup> Renzo De Felice, *Mussolini il duce*, Bd. 2: *Lo stato totalitario, 1936–1940*, Torino 1987.

<sup>13)</sup> Jens Petersen, *Mussolini: Wirklichkeit und Mythos eines Diktators*, in: Karl-Heinz Bohrer (Hrsg.), *Mythos und Moderne*, Frankfurt/M. 1983, S. 242 ff.

<sup>14)</sup> Vgl. z. B. Domenico Bartoli, *L'Italia si arrende. La tragedia dell'8 settembre 1943*, Milano 1983.

<sup>15)</sup> Ernesto Galli Della Loggia, *Ideologie, classi e costume*, in: Valerio Castronovo (Hrsg.), *L'Italia contemporanea*, Torino 1976, S. 379–434, S. 391.

<sup>16)</sup> Vgl. z. B. Giorgio Amendola, *Der Antifaschismus in Italien. Ein Interview*, Nachwort von Jens Petersen, Stuttgart 1977.

<sup>17)</sup> Zit. in: Alessandro Galante Garrone, *Padri e figli*, Torino 1986, S. 179.

In den Motiven der Resistenza mischten sich drei Zielsetzungen:

1. die außenpolitische Abwehr der „teutonischen“ Invasion aus dem Norden und die Befreiung des nationalen Territoriums,
2. der innenpolitische Kampf gegen den republikanischen Faschismus,
3. die Vorbereitung der politisch-sozialen Revolution.

Den kleinsten gemeinsamen Nenner einer in sich sehr heterogenen Kräftekoalition, die von den Liberalen und den Katholiken bis zu den Kommunisten reichte, bildeten die Befreiung des nationalen Territoriums und die Wiederherstellung einer handlungsfähigen, den Konsens der Nation und ihre Würde repräsentierenden Regierung. In zielbewußter Anknüpfung an die großen Traditionen des 19. Jahrhunderts sprach man vom „zweiten Risorgimento“.

Als Ausdruck eines neuen Selbstbewußtseins und eines antinationalistischen, aber patriotischen Zusammengehörigkeitsgefühls entstand 1946/47 die neue Verfassung, die der frühere Staatspräsident Pertini „eine Eroberung des ganzen italienischen Volkes, seiner Geschichte und seiner politischen Kräfte“ genannt hat<sup>18)</sup>. Die Resistenza wurde zum

Gründungsmythos des neuen Staates und der neuen Gesellschaft.

Die Flucht von König und Regierung in den Süden rettete 1943 die Staatskontinuität. Die Regierung Badoglio, in fast allen ihren Handlungen abhängig von der alliierten Kontrollkommission, begann den unendlich mühsamen Wiederaufbau. Die Rückgewinnung eines gewissen Konsensus scheiterte an dem tiefen institutionellen und personellen Konflikt zwischen dem von König Viktor Emanuel III. verkörperten Ancien Regime und den neuen vom Comitato di Liberazione Nazionale repräsentierten Kräften der italienischen Gesellschaft. Der schließlich im Zeichen des Primats der nationalen Befreiung gefundene Kompromiß fand nach der Befreiung Roms mit der Bildung der Regierung Bonomi (Juni 1944) einen ersten lebenskräftigen Ausdruck.

Mit den Regierungen Parri (Juni-November 1945) und De Gasperi (ab Dezember 1945) geriet die italienische Politik auf neue Geleise. Die Niederlage der Monarchie im Referendum über die künftige Staatsform am 2. Juni 1946 und die Geburt der Republik erscheinen als konsequenter Abschluß einer Entwicklung, die im Oktober 1922 mit dem Bündnis zwischen Krone und Faschismus begonnen hatte. Die Wochen zwischen dem 25. Juli und dem 8. September 1943 wurden so zum eigentlichen Bruch in der jüngsten Vergangenheit Italiens.

#### IV.

Auf deutscher Seite wird des öfteren die Auffassung vertreten, die faschistische Periode sei relativ rasch „historisiert“ und „bruchlos“ in die italienische Nationalgeschichte eingeordnet worden<sup>19)</sup>. Eher das Gegenteil ist richtig. Die Jahre 1943–45 werden auch heute noch als tiefe Zäsur empfunden. Die zentralen Ziele der Resistenza waren eine direkte Antwort auf die im allgemeinen Bewußtsein als explosiv und zerstörerisch empfundenen Mythen des Faschismus. Aus christlichen, radikaldemokratischen, marxistischen und föderalistischen Ansätzen entwickelte sich eine auf die gesamten Bewegungsgesetze der europäischen Politik übergreifende Fundamentalkritik der Staatssouveränität, der zentralistischen Staatsgewalt, der totalitären Machtbesessenheit. Nach A. Spinelli wurde der europäische Föderalismus „das wichtigste neue

Ideal“, das aus den Erfahrungen des Zweiten Weltkrieges hervorgegangen ist<sup>20)</sup>.

Wo konnte der Platz Italiens in einer restabilisierten europäischen Nachkriegsordnung sein? Das Land hatte das Glück, ganz in der westlichen Hemisphäre des militärischen Weltkonflikts zu liegen. Es entstand keine getrennte Besatzungsverwaltung. Das Land wurde nicht geteilt. Die Regierung konnte schrittweise die nationale Souveränität zurückgewinnen. Ende 1946 verließen die letzten alliierten Truppen das Land. Italien als staatliche Entität blieb – unter Verlust seiner adriatischen und afrikanischen Gegenküste und der Aufgabe seines Kolonialreichs – erhalten. Machtpolitisch trat es in der Nachkriegszeit in den Status einer in die westlichen Bündnissysteme eingegliederten Mittelmacht zurück.

Dieser Umstellungsprozeß wurde dadurch erleichtert, daß 1945 mit den Christdemokraten eine neue

<sup>18)</sup> Alessandro Pertini. *Con le stesse forze e lo spirito del '45 si può rinnovare la Costituzione*. in: *Corriere della Sera* vom 25. August 1982.

<sup>19)</sup> Hagen Schulze. in: *Rheinischer Merkur* vom 8. August 1986; ähnlich auch: Hans-Joachim Vogel. in: *Frankfurter Rundschau* vom 20. Oktober 1986.

<sup>20)</sup> Altiero Spinelli. *L'alternativa europea*. in: Arturo Colombo (Hrsg.). *La Resistenza e l'Europa*. Firenze 1984, S. 86–102. S. 98.

politische Elite die Verantwortung übernahm, die afaschistisch oder gar antifaschistisch geprägt war und sich in den Jahren des Regimes nicht oder nur wenig kompromittiert hatte.

Auch wenn das Sichabfinden mit der Statusminderung und dem Verzicht auf machtpolitische Präsenz nur in schmerzvollen Schüben vor sich ging, so wurde der Versuch von Risorgimento und Faschismus, militärisch und machtpolitisch zu den europäischen Groß- und Weltmächten aufzuschließen, doch zunehmend als Irrweg interpretiert, der die Kräfte der Nation bei weitem überfordert hatte. Für das historische Bewußtsein verloren das Risorgimento und der von ihm geschaffene Nationalstaat die zentrale Bedeutung, die beide bis dahin besessen hatten. Nicht mehr der Staat, die Außenpolitik, die politischen Eliten und die Herausbildung des Machtstaates standen nun im Mittelpunkt, sondern das „Antirisorgimento“ — die „Reichsfeinde“ des 19. Jahrhunderts, der politische und soziale Katholizismus, die Republikaner, die Sozialisten, die Arbeiterbewegung, die Unterschichten.

Der Mißbrauch der Nationalidee durch Nationalismus und Faschismus und der Schock der Niederlage hatten tiefe soziopsychologische Folgen. Die von einem intensiven Patriotismus getragene Resistenza-Bewegung empfand den Faschismus als Verrat an der Nation. Aus dieser Sicht erschien der Widerstand als zweites Risorgimento. Partisan und Patriot verschmolzen in eins.

Aber auch in dieser existentiellen Erneuerung haben Worte wie „Vaterland“ und „Nation“ in den folgenden Jahrzehnten in der Erosion des Alltags und dem Wertewechsel der säkularisierten und egalisierten Konsumgesellschaft ihren Goldklang verloren. Heute gibt es in Italien — so der liberale Historiker R. Romeo — „keine nennenswerten nationalistischen Strömungen mehr, und die nationalen Werte nehmen einen immer geringeren Platz unter den Leitwerten des gesellschaftlichen Lebens ein“<sup>21)</sup>. Dieses Globalurteil ist allerdings durch einen Blick auf die politisch-kulturellen Großgruppen im heutigen Italien zu differenzieren.

## V.

Der Faschismus vererbte der neuen Republik zwei kostbare Geschenke: Das eine war die politische, in der Resistenza bewährte Solidarität der antifaschistischen Parteien. Das zweite war eine zum Teil bis heute dauernde Immunisierung der italienischen Gesellschaft und ihrer Führungsgruppen gegenüber allen von rechts her kommenden neokonservativen oder diktatorialen Verführungen.

Der Post- und Neofaschismus konnte sich relativ früh in dem „Movimento Sociale Italiano“ (MSI) reorganisieren. In Programm, personeller Zusammensetzung und politisch-kulturellen Leitbildern knüpfte diese Partei stark an den historischen Faschismus bis 1943, besonders an die Republik von Salò an. Hier wurden und werden die alten Mythen der Nation weiter gepflegt.

Der MSI hat Anfang der siebziger Jahre die Reste der monarchischen Parteien aufgesogen, ist aber trotzdem niemals über die Randrolle einer Antisystem-Partei am äußersten rechten Flügel mit einem Wähleranteil zwischen fünf bis sechs Prozent hinausgekommen. Den stärksten Rückhalt besitzt der MSI seit langem — völlig anders als der historische Faschismus — im Süden des Landes. Parteimitgliedschaft und Wählerschaft sind stark überaltert. Der zahlenmäßige Rückgang des MSI im letzten Jahrzehnt hängt offenbar auch mit dem Genera-

tionsschub zusammen. In Krisensituationen aber bleibt, wie etwa die Ereignisse in Reggio Calabria 1971 oder in Südtirol nach 1983 gezeigt haben, der stark antikommunistische wie nationalistische, mit Anti-System-Pathos vorgetragene Appell der Neofaschisten attraktiv.

Neben diesem moderierten, stark nostalgisch geprägten Post- und Neofaschismus gibt es seit Anfang der fünfziger Jahre einen weit radikaleren, in der Anonymität von Kleingruppen und Konventikeln operierenden, vielfach von Studenten getragenen Rechtsradikalismus mit einer schwer überschaubaren Fülle von Zeitschriften und Publikationen.

Nominell gehören über 95 Prozent der Italiener zur katholischen Konfession. De facto aber bilden die im politischen, sozialen und kulturellen Umfeld des Katholizismus der sogenannten katholischen Subkultur verbundenen Italiener nur eine Minderheit von 20 bis 30 Prozent. Während der Katholizismus schon wegen der Römischen Frage dem Risorgimento feindlich gegenüberstand und die Schaffung und Festigung des Nationalstaates „erlitten“ hat, kam es nach 1900 zu einer allmählichen Annäherung zwischen katholischem und liberalem System. Die Jahre nach 1945 brachten eine völlige Umkehrung der Machtverhältnisse. Die neue katholische Partei der Democrazia Cristiana erreichte mit 35 bis 40 Prozent der Wähler eine hegemoniale Position. Es gelang ihr, bedeutende Teile des liberal-konservativen Bürgertums an sich zu ziehen.

<sup>21)</sup> Rosario Romeo, Nazioni e nazionalismo dopo la seconda guerra mondiale, in: ders., Italia mille anni, Firenze 1981, S. 199.



Die Democrazia Cristiana steht den großen nationalen Traditionen des Risorgimento indifferent bis ablehnend gegenüber. Die Christdemokraten, die nach 1945 fast permanent das Erziehungsministerium in der Hand gehalten haben, konnten zwar „die Vergangenheit akzeptieren, aber kaum dazu beitragen, die Idee des Risorgimento zugunsten künftiger Generationen lebendig zu erhalten“<sup>22</sup>).

Auch an der Resistenza war der Katholizismus nur am Rande beteiligt. Selbst diese zentrale Phase der italienischen Zeitgeschichte hat der Katholizismus eher „erlitten“ als aktiv gestaltet<sup>23</sup>). Die laizistischen und marxistischen Gegner des Katholizismus haben der Democrazia Cristiana immer attestiert, daß es ihr an National- wie an Staatsbewußtsein fehle. Ein Kritiker nannte die DC die Partei der „Ferien von der Geschichte“. Eine der Hauptursachen für den Mangel an nationalem Identitätsgefühl in Italien wird bis heute in der jahrzehntelangen Vorherrschaft der DC gesehen.

Für die zweite hegemoniale politische Kraft auf der Linken, die Kommunisten, gilt — wenn auch unter

völlig anderen Vorzeichen — etwas Ähnliches. Auch ihre historischen Wurzeln reichen in die risorgimentofernen Räume der italienischen Gesellschaft. Sie sieht die Geschichte Italiens stark durch Klassenkampffronten bestimmt. Der Faschismus galt ihr als Resultat der Unterlassungen und Fehlentwicklungen des Risorgimento.

In der Resistenza gewann der Appell an die nationale Solidarität naturgemäß größeres Gewicht. Mit der Betonung der garibaldinischen Traditionen und der Einführung der Farben der italienischen Trikolore, die dem roten Banner als zweite Fahne hinterlegt wurden, versuchte der PCI bewußt an das Risorgimento anzuknüpfen. Gleichwohl blieben solche nationalen Elemente in der Gesamtprogrammatische der Kommunisten deutlich im Hintergrund. Die Kommunisten Italiens verstanden und verstehen sich als Teil der internationalistisch ausgerichteten kommunistischen Weltbewegung. Seit Beginn der achtziger Jahre mehren sich allerdings in den programmatischen Äußerungen die Bezüge auf die „grundlegenden Interessen der Nation“<sup>24</sup>).

## VI.

Die Krise der im Ökonomischen steckenbleibenden europäischen Einigungsbewegung, die Aporien und Widersprüche des europäischen Agrarmarktes, die seit den siebziger Jahren durch Wirtschaftskrise und Massenarbeitslosigkeit verstärkt hervortretenden nationalen Egoismen haben den Mangel an ideeller Spannung, an Glauben an eine gemeinsame übernationale Zukunft stärker hervortreten lassen. So nimmt es kaum Wunder, daß seit Beginn der achtziger Jahre immer häufiger von dem Wunsch, ja der Notwendigkeit einer Rückbesinnung auf nationale Werte die Rede ist.

Die Erfolge der Regierung Craxi weckten eine wahre Welle von Optimismus und Zukunftshoffnungen. Die Dynamik, Risiko- und Expansionslust einer neuen Generation von italienischen Managern und Unternehmern fand weltweit Anerkennung oder gar Bewunderung und brachte Agnelli, De Benedetti u. a. auf die Titelseiten von „Time“, „Newsweek“ und „Businessweek“, wo sie als erfolgreichste Repräsentanten einer neuen aggressiven europäischen Modernisierungswelle gefeiert wurden<sup>25</sup>). Im Frühjahr 1987 ergab eine statistische Neubewertung des Bruttosozialproduktes unter Einbeziehung der „Schattenwirtschaft“, daß Italien in der ökonomischen Gesamtleistung England

überholt hatte und Frankreich auf den Fersen war. Wenn man daran denkt, mit welcher Bewunderung die italienischen Patrioten seit fast zwei Jahrhunderten auf die ökonomischen Leistungen und politischen Institutionen Großbritanniens geschaut hatten, wird die beflügelnde Wirkung dieses „sorpasso“ (Überholen) nachvollziehbar. Hier schien quasi en passant ein Ziel erreicht, von dem Generationen von Italienern geträumt hatten. Die Zeitungen schreiben von einem „Zweiten Wirtschaftswunder“ und einer zweiten kulturellen Renaissance<sup>26</sup>).

Diese ökonomische, gesellschaftliche und kulturelle Vitalität ist allerdings begleitet von der Dauerkrise eines anscheinend von innen nicht mehr reformierbaren politischen Systems. Viele Beobachter sehen den „Herbst der Republik“ vor sich und sprechen von dem Verlust der kulturellen und politischen Identität. Die Italiener hätten das Bewußtsein ihrer selbst verloren. In einem Interview sagte kürzlich der konservative Publizist, Gründer und Direktor des „Giornale Nuovo“ Indro Montanelli: „Italien hat sich selbst vergessen. Halb will es Amerika, halb will es Rußland werden, aber niemand fragt sich, wer wir sind, und was unser Erbe ist. Leider haben wir völlig das Bewußtsein für die Nation verloren“<sup>27</sup>).

<sup>22</sup>) S. Romano. (Anm. 10), S. 862.

<sup>23</sup>) Vgl. z. B. Giorgio Galli. Storia della Democrazia Cristiana. Bari 1978. S. 37 ff.

<sup>24</sup>) Giano Accame. Socialismo tricolore. Novara 1983, S. 133.

<sup>25</sup>) P. Buongiorno (Anm. 5).

<sup>26</sup>) Gli apprezzamenti dei corrispondenti stranieri nel corso di un convegno „L'Italia va bene“, dice la stampa estera, in: Corriere della Sera vom 9. September 1987; P. Buongiorno (Anm. 5).

<sup>27</sup>) In: Tempo vom 20. Februar 1985.

Fast noch pessimistischer ist das Fazit, das einer der prominentesten italienischen Zeithistoriker, Renzo De Felice, jüngst zog. Er konstatiert für die Gegenwart den „Verlust der historischen Wurzeln“ und den „Mangel an Nationalbewußtsein“. „Ich denke an dieses Bewußtsein als Fähigkeit zu argumentieren und nachzudenken über etwas was gewesen ist, und was sein soll<sup>28)</sup>. Das „Selbst-Bild“ des Italiener wird nach De Felice heute nur pragmatisch gesehen. „Die Leute . . . betrachten Italien nur als Behältnis, als Rahmen, der auf möglichst wenig störende Weise einige Spielregeln des Lebens und des Arbeitens absichern soll.“ In diesem Verlust an hi-

storischem Wurzelboden sieht De Felice die größte Schwäche des heutigen Italien.

Noch ein dritter Zeitzeuge sei angeführt, der den Sozialisten nahestehende Philosoph und Politologe Norberto Bobbio. Er sagt: Italien ist keine Nation mehr. In den jüngeren Generationen gibt es nicht mehr das Nationalgefühl, das man früher Vaterlandsliebe nannte. Italien ist heute kaum mehr als ein geographischer Begriff.“<sup>29)</sup> Skeptische italienische Intellektuelle sehen heute ihr Land als eine künstliche nationale Gemeinschaft, „die mehr durch die Macht der Umstände als durch Willen und Bewußtsein zusammengehalten wird“<sup>30)</sup>.

## VII.

Eine der Hauptursachen für diesen als desolat empfundenen Zustand liegt in dem schwierigen Verhältnis, das der Italiener zu seinem Staat hat. Das Nationalbewußtsein ruht auf dem Staatsbewußtsein. Vertrauen zum und aktive Teilnahme am Gemeinwesen schaffen erst jenes Klima des Engagements, der partizipierenden Gewohnheiten und der emotionalen Wärme, in dem das Gefühl nationaler Zusammengehörigkeit gedeihen kann. In dem Verhältnis von Individuum und Staat sieht es indes in Italien eigentümlich aus. Der Staat ist für den Italiener nicht „Freund und Helfer“, sondern vielmehr ein als feindlich oder im besten Fall als desinteressiert empfundenen Gegenüber.

Die Forschungen zur politischen Kultur der Italiener haben die historischen, strukturellen und soziopsychologischen Wurzeln dieser Mentalität freilegen können, die in den in Verhaltensstrukturen verfestigten Nachwirkungen jahrhundertelanger Zersplitterung, von Fremdherrschaft und Fremdbestimmung, von Korruption und Klientelismus liegen. Die amerikanische Soziologie hat in den fünfziger Jahren ein Bild der politischen Kultur Italiens entworfen, in dem der „amoralische Familismus“, die „Fragmentierung, Isolierung und Entfremdung“, die Politikferne und die Staatsfeindschaft überwogen<sup>31)</sup>. Die Italiener haben sich zumeist in diesem düsteren Porträt nicht wiedererkennen wol-

len. Aber noch die jüngsten Arbeiten machen deutlich, daß der durch soziale Mobilität, Säkularisierung und Urbanisierung bewirkte Wandel der Mentalitätsstrukturen und der Verhaltensweisen weit langsamer erfolgt ist, als zu erwarten stand<sup>32)</sup>.

Wie vergleichende Länderstudien zeigen, liegt Italien auch heute noch am Ende der Skala, wenn es um Information, politisches Interesse oder Partizipation geht. Es erreicht hingegen Spitzenwerte dort, wo nach politischer Apathie, Unzufriedenheit, Konflikthäufigkeit oder ideologischer Polarisierung gefragt wird. 1983 waren 77 Prozent der Italiener wenig oder gar nicht mit dem Funktionieren des Staates zufrieden, 36,9 Prozent hatten keinerlei Vertrauen in die Regierung (England: 9,6 Prozent; Bundesrepublik Deutschland: 6,9 Prozent). Was die Bekämpfung der Arbeitslosigkeit, die Fürsorge für die Alten, das Schul- und Bildungssystem, die Krankenversorgung, die Verbrechensbekämpfung, das Funktionieren der Post oder der öffentlichen Verkehrssysteme betrifft, so erhält der italienische Staat überall von seinen Bürgern schlechte bis sehr schlechte Noten.

Hans Magnus Enzensberger hat in einem brillanten Italien-Essay gar in dem fortschreitenden, durch Mafia und Camorra symbolisierten Zusammenwirken von Politik und Verbrechen das Charakteristikum der italienischen Situation sehen wollen und dem südlichen Nachbarn für ganz Westeuropa eine Vorreiterrolle zugesprochen<sup>33)</sup>. Italien sei „ein Laboratorium der Postmoderne“. Der Italiener sei als „Experte der Krise“ und „Facharbeiter des Zusam-

<sup>28)</sup> Corrado Pizzinelli. A colloquio con lo storico Renzo De Felice: „Così l'Italia ignora le sue radici“, in: *Il Borghese*, 1987, S. 409–422.

<sup>29)</sup> Zit. in: Salvatore Valitutti. *Il recupero del vero patriottismo*, in: *Tempo* vom 8. Januar 1986.

<sup>30)</sup> Corrado Augias. *Gli italiani e la storia patria: Intervista a Giovanni Spadolini: In nome dei padri*, in: *Panorama* vom 3. Oktober 1987; vgl. auch Paolo Mieli. *La riscoperta della patria. Ma l'Italia non è una nazione*, in: *L'Espresso* vom 9. Januar 1983 (Gespräch mit R. Romeo).

<sup>31)</sup> Jens Petersen. *Konstanz und Wandel der politischen Kultur in Italien*, in: *Neue Zürcher Zeitung* vom 22./23. November 1986.

<sup>32)</sup> Carlo Tullio-Altan. *La nostra Italia. Arretratezza socio-culturale, clientelismo, trasformismo e ribellismo dall'Unità ad oggi*. Milano 1986.

<sup>33)</sup> Hans Magnus Enzensberger. *Italienische Ausschweifungen*, in: *ders., Ach Europa!*. Frankfurt/M. 1987, S. 51–117.

menbruchs“ weit besser auf den kommenden „Schlamassel“ vorbereitet.

Dieses mit Augenzwinkern vorgetragene Loblied auf das „Modell Italien“ mit seinem „unkalkulierbaren, produktiven, phantastischen Tumult“<sup>34)</sup> hat bei den Betroffenen keinerlei Begeisterung ausgelöst. Die Staatsverdrossenheit und Delegitimierung des jetzigen politischen Systems haben im letzten Jahrzehnt dramatisch zugenommen. Über 70 Prozent der Italiener glauben heute, daß ihre politische Elite weder fachlich noch moralisch etwas taugt<sup>35)</sup>. Über 50 Prozent sind für eine tiefgreifende Reform des politischen Systems<sup>36)</sup>. Aus der europäischen Werte-Studie, aus der Frau Noelle-Neumann mit alarmierten Tönen die Anomalie des deutschen Beispiels herausgelesen hat, ergibt sich für die italienischen Interpreten weit eher die Besonderheit des italienischen Exempels<sup>37)</sup>. Die Italiener sind nicht nur diejenigen, die unter den Europäern die geringste Bereitschaft zeigen, mit der Waffe in der Hand für ihr Land zu kämpfen, sie haben auch das

geringste Vertrauen zum Staat und seinen Institutionen. Italien befindet sich — so Jean Stoelzel — in der Gefahrenzone, in der sich Vertrauen in Mißtrauen verwandelt und die „Überlebensfähigkeit“ gefährdet ist<sup>38)</sup>.

Dort, wo der Staat nicht durch eine glaubwürdige politische Elite und eine Autorität ausstrahlende Regierung repräsentiert wird, fehlt der Nation eine der wichtigsten Voraussetzungen für die Festigung nationaler Identität. G. Spadolini spricht in diesem Zusammenhang von einem „Absinken der politischen Moral“. „Die Frage eines politischen Modells, einer Liturgie des Staates und selbst die einer Rückeroberung unserer Geschichte trifft zusammen mit dem Problem der Ehrlichkeit und der Integrität der politischen Führungsklasse.“<sup>39)</sup> Der gleichen Ansicht ist S. Romano. Unter den Ursachen für den Verlust des Nationalbewußtseins nennt er den „Niedergang des Staates als moralische Autorität“<sup>40)</sup>.

## VIII.

Lassen sich die Widersprüche dieses „schizophrenen Italien“ (G. Bocca), das gespalten scheint in eine hochvitale, kreative und zukunftsgewandte Gesellschaft und einen ineffizienten, sklerotisierten und korruptionsverseuchten Staat, auflösen durch eine neue Standortbestimmung der Nation und der kollektiven Identität?

Einen neuen Bezugspunkt hat der Italiener schon seit langem in der Rückkehr zu seiner engeren Heimat, zu seiner Region, seiner Provinz und seinem Geburtsort<sup>41)</sup> gefunden. Diese zähe Heimatliebe hat tiefe historische Wurzeln. Die italienische Gesellschaft ist von tiefen historischen, sprachlichen, ökonomischen, sozialen und kulturellen Zerklüftungen durchzogen. Erinnert sei nur an die kaum mehr als ein Jahrhundert zurückliegende Staatseinigung, an den Nord-Süd-Gegensatz oder an das Spannungsverhältnis zwischen den „drei Kulturen“, der katholischen, der marxistisch-kommunistischen und der liberaldemokratischen. Auch die

großen staatlichen und kulturellen Traditionen solcher Gebilde wie Venedig, Mailand, Florenz, Neapel oder Palermo wirken bis in die Gegenwart weiter. Die Regionen, schreibt G. Galasso, Herausgeber einer vielbändigen, nach Regionen aufgegliederten Geschichte Italiens, „repräsentieren in Italien historische Individualitäten, die eigenen großen Kulturkreisen entsprechen“. „Es handelt sich um eigene ethische, kulturelle und verhaltens- und mentalitätsgeprägte Welten . . . Die Einigung Italiens hat ihrer historischen und kulturell-gesellschaftlichen Autonomie . . . nichts wegnehmen und nichts hinzufügen können“<sup>42)</sup>.

Die zentrifugalen und autonomistischen Kräfte in der italienischen Gesellschaft haben in den letzten Jahrzehnten deutlich zugenommen, wie etwa die Wahlerfolge lokaler oder regionaler Parteien auf Sizilien und in Triest oder auch die Aufwertung der Bourbonen, die philohabsburgische Nostalgiewelle und die Sympathie für die sonderstaatlichen Traditionen zeigen. Erstmals in diesem Jahrhundert wird die risorgimentale Staatswerdung als solche in Frage gestellt. Bei Umfragen erklären 20 Prozent der Norditaliener die Einigung für ein negatives Faktum<sup>43)</sup>.

Hier spielt das „Südproblem“ hinein, das die Geschichte Italiens nach 1945 in hohem Maße be-

<sup>34)</sup> Ebd., S. 110, 113, 117.

<sup>35)</sup> Giovanna Guidorossi, *Gli italiani e la politica. Valori, opinioni, atteggiamenti dal dopoguerra a oggi*, Milano 1984, S. 215.

<sup>36)</sup> Ebd., S. 194.

<sup>37)</sup> Maria Weber, *Italia: paese europeo? Una analisi della cultura politica degli italiani in prospettiva comparata*, Milano 1986.

<sup>38)</sup> Jean Stoelzel, *I valori del tempo presente. Un'inchiesta europea*, Torino 1984, S. 87.

<sup>39)</sup> C. Augias (Anm. 30).

<sup>40)</sup> S. Romano (Anm. 10), S. 864.

<sup>41)</sup> Siehe z. B. Birgit Kraatz, „Wir lieben Pertini wie Garibaldi“. Über den neuen Patriotismus der Italiener, in: *Der Spiegel*, (1982) 26, S. 110.

<sup>42)</sup> Zu den regionalen „Individualitäten“ Italiens, ihren Kulturkreisen und Mentalitäten siehe Giuseppe Galasso, *Le ragioni di una storia per regioni*, in: *Il Mattino* (Napoli) vom 3. Juni 1984.

<sup>43)</sup> Paolo Mieli, *Gli italiani e il fascismo; Il duce è lontano*, in: *L'Espresso* vom 23. September 1984.

stimmt hat. Der italienische Staat hat in den letzten vierzig Jahren 150 bis 200 Milliarden DM in den Süden transferiert und große infrastrukturelle Investitionen getätigt. Trotzdem bewegen sich seit Mitte der siebziger Jahre die beiden Italien wieder auseinander. Manche Indizien deuten darauf hin, daß hier eine Art Binnen-Rassismus wächst, der längerfristig das Gefüge des Nationalstaates bedrohen könnte. „Mehr als jedes andere Land“, so hieß es vor einigen Jahren in einer Zeitschrift, „entzieht sich Italien jedem vereinheitlichenden Überblick. Es gibt nicht ein Italien, es gibt viele Italien. Und jedes dieser vielen Italien repräsentiert eigene kulturelle Traditionen.“<sup>44)</sup>

Die Verfassungsreform Anfang der siebziger Jahre hat einen Teil des Verwaltungszentralismus abgebaut und Kommunen wie Regionen ein höheres Maß an politischer, finanzieller und kultureller Selbständigkeit verliehen. Ein beträchtlicher Teil der Vitalenergien der italienischen Gesellschaft äußert sich jetzt auf diesen Ebenen. Diese Entwick-

lung hat „die Krise des Einheitsstaates beschleunigt und verschlimmert“, gleichzeitig aber hat sie „den Italienern das Gefühl einer historischen Kontinuität zurückgegeben, das ihnen infolge des Einschnitts von 1943 abhanden gekommen war“<sup>45)</sup>.

S. Romano spricht in diesem Zusammenhang von einem „regionalen“ und „kommunalistischen Nationalismus“<sup>46)</sup>, von einem Heimatgefühl, das Identitätsbewußtsein schaffe, aber nicht die erzieherischen und ethischen Funktionen eines wirklichen Nationalgefühls ersetzen könne. Weit skeptischer urteilt R. Romeo: „Der Sizilianismus, die ‚Lega veneta‘, der Sardinismus sind Pflanzstätten der Unkultur und der Verwilderung . . . Zum Glück handelt es sich um Minderheitsphänomene. Die kleinen Vaterländer sind keine ernstzunehmende Angelegenheit“<sup>47)</sup>. Und G. Spadolini spricht von „einem Wiederauftauchen eines in der Tiefe versteckten, kapillaren . . . und munizipalen Italien . . . , das wir fälschlicherweise längst besiegt glaubten.“<sup>48)</sup>

## IX.

Seit Ende der siebziger Jahre mehren sich die Anzeichen, daß sich im Kollektivbewußtsein der Nation etwas zu verändern beginnt. Die trikoloren Farben grün-weiß-rot treten häufiger ins Blickfeld. Die Werbung für italienische Produkte benutzt sie. Sie finden sich als Autoaufkleber, bei Sportveranstaltungen, bei wissenschaftlichen Tagungen. 1987 fanden sogar die Miss-Italia-Wahlen im Zeichen der Trikolore statt<sup>49)</sup>. Selbst die Schlagersänger haben die Liebe zu Italien als Thema wiederentdeckt<sup>50)</sup>. Bei den Parteien sind es nicht mehr nur die Liberalen und die Neofaschisten, die die trikoloren Farben als Signum und Programm benutzen. Neuerdings finden sie zunehmend Eingang auch in die Wählerwerbung von Republikanern, Sozialisten und Kommunisten.

„Flagge zeigen“, hieß in der Regierung Craxi die Devise. 1986 schrieb ein Erlaß der römischen Zentralregierung vor, daß bei Sitzungen der Regionalparlamente die Nationalfahne zu hissen sei. Die Regierung Craxi ging auch daran, die nationalen Symbole (Flagge, Hymne, Nationalfeiertag, Em-

bleme) einer gründlichen Auffrischung zu unterziehen. Das was innerhalb der sozialistischen Partei, wo man nach 1976 Hammer und Sichel gegen die rote Nelke austauschte, relativ einfach zu realisieren war, erweist sich innerhalb der vielgestaltigen italienischen Gesellschaft als nicht durchsetzbar. Der Ideenwettbewerb über den Entwurf eines neuen Staatsemblems endete mit Ratlosigkeit und Enttäuschung<sup>51)</sup>. Eine vermutlich bedeutende Rolle bei der Neubewertung des Nationalen hatte der in der schwierigsten Phase der Nachkriegsgeschichte 1978 gewählte Staatspräsident Pertini, der durch seine catonische Einfachheit und Aufrichtigkeit binnen weniger Monate zum populärsten Staatsoberhaupt der Nachkriegszeit wurde. Pertini sprach mit der Unbefangenheit des Resistenza-Repräsentanten, der sein Engagement für ein freies, demokratisches Italien mit vielen Jahren Kerkerhaft und Verbannung (confino) bezahlt hatte, von „patria“, „nazione“ und „la nostra Italia“. Pertini vermittelte mit seinem patriotischen Engagement den Italienern einen Teil jener emotionalen Wärme, die ihnen so schmerzlich gefehlt hatte.

Die Nation stand im Vordergrund der Veranstaltungen zum 100. Todestag von Giuseppe Garibaldi 1982. Zahlreiche offizielle Großveranstaltungen, Dutzende von Tagungen und Publikationen und ungezählte lokale Aktivitäten sollten an den von der Glorie der Tapferkeit und des Sieges umstrahlten „Helden zweier Welten“, den nach Umfragen beliebtesten Italiener überhaupt, erinnern<sup>52)</sup>. Eine

<sup>44)</sup> Alberto Arbasino, *Alcune Italie*, in: *Repubblica* vom 28. September 1984.

<sup>45)</sup> S. Romano (Anm. 10), S. 865.

<sup>46)</sup> Ebd., S. 865 f.

<sup>47)</sup> Rosario Romeo, „O mia patria sì bella e perduta“, in: *Corriere della Sera* vom 2. November 1985.

<sup>48)</sup> Giovanni Spadolini, *Fischi al comizio*, in: *La Stampa* vom 26. Juni 1987.

<sup>49)</sup> *Tricolore per Miss Italia*, Interview mit Riccardo Pazzaglia, in: *Avanti* vom 6. September 1987.

<sup>50)</sup> Roberto Galli, *Patriotismo a 45 giri: cara Italia ti canto*, in: *L'Espresso* vom 23. August 1987.

<sup>51)</sup> Fabio Troncarelli, *Una repubblica fondata sull'alloro?*, in: *Epoca* vom 29. November 1987.

Art kollektives „Wir“-Erlebnis von einer bislang unbekanntem Intensität bot dann der Sieg der italienischen Mannschaft bei der Fußballweltmeisterschaft 1982 in Spanien.

Diese und andere „Strohhalme im Wind“ veranlaßten die neue Führung der Sozialistischen Partei um Craxi, seit Ende der siebziger Jahre eine gezielte Neubewertung des Nationalgefühls auf ihr Programm zu setzen. Hier geht es um eine innerparteiliche Wandlung: die Ablösung von den im Sozialismus starken pazifistischen, antimilitaristischen und internationalistischen Traditionen. Außerdem ging es Craxi darum, den Partito Socialista zum Vorreiter einer nationalen Trendwende zu machen, die den Italienern neues Selbstvertrauen, mehr Optimismus und Zukunftsdynamik verleihen sollte<sup>53</sup>). In den Reden Craxis nach 1979 und speziell nach Übernahme des Ministerpräsidentenamtes 1983<sup>54</sup>) finden sich zahlreiche Passagen über die Notwendigkeit eines erneuerten Gemeinsamkeits- und Nationalbewußtseins. Auch gegenüber der neofaschistischen Rechten suchten die Sozialisten, im Zeichen der Trikolore, den Dialog<sup>55</sup>).

Craxi hat viel getan, um das Image Italiens nach innen wie nach außen zu verbessern<sup>56</sup>). Die für Öffentlichkeitsarbeit zuständigen staatlichen Institutionen wurden reformiert und potenziert, um in Italien wie im Ausland eine sachgerechte qualifizierte Selbstdarstellung aller Staatsaktivitäten und ein neues Image eines „Italien, das wächst“ zu vermitteln.

In den letzten Jahren haben mehrere von der Fondazione Agnelli und der Enciclopedia Italiana organisierte Wanderausstellungen das Bild dieses „neualten“ Italien nachgezeichnet. Die in den USA gezeigte Ausstellung „Italics 1925–1985“ enthielt Materialien und Abbildungen zu den Bereichen Landschaft, Architektur, Wirtschaft, Forschung, Kino, Theater, Literatur, Bildende Kunst, Musik, Mode, Radio und Fernsehen, Volkskultur<sup>57</sup>). Die Botschaft, die „Bell'Italia, il paese più bello del mondo“ (das schönste Land der Erde, so der Titel einer seit 1986 bei Mondadori erscheinenden Monatszeitschrift) heute in die Welt sendet, ist weitgehend seinen Naturschönheiten, seinen kulturellen

<sup>52</sup>) Fiamma Nierenstein, *Celebrazioni. L'eroe dei due mondi. Ed ecco a voi. Bettino Garibaldi*, in: *Europeo* vom 28. Juni 1987, S. 26–30; B. Kraatz (Anm. 41), S. 108–112.

<sup>53</sup>) P. Mieli (Anm. 30).

<sup>54</sup>) Bettino Craxi, *Un passo avanti*, Milano 1981; ders., *Tre anni*, Milano 1983; ders., *L'Italia liberata*, Milano 1984; ders., *Il progresso italiano*, Milano 1985; ders., *La cultura dello sviluppo*, Bari 1986.

<sup>55</sup>) Franz Maria D'Asaro/Enrico Landolfi, *Socialismo e nazione*, Roma 1985.

<sup>56</sup>) Stefano Rolando, *Il principe e la parola*, Vorwort von Giuliano Amato, Milano 1987.

<sup>57</sup>) *Italics 1925–1985. Sessant'anni di vita culturale in Italia*, Roma, Enciclopedia Italiana, 1986 (Katalog der gleichnamigen Ausstellung in Rom im Februar 1987).

Überlieferungen und seiner Lebenskunst anvertraut.

In zwei großangelegten und von Hunderttausenden von Italienern besuchten Ausstellungen über „Kunst und Kultur in den dreißiger Jahren“ in Mailand 1982<sup>58</sup>) und über „Die italienische Wirtschaft in der Zwischenkriegszeit“ in Rom 1984<sup>59</sup>) unternahmen es die Veranstalter, langfristige Entwicklungslinien der Nationalgesellschaft jenseits des Faschismus aufzuzeigen. Unter weitgehender Ausblendung des Politischen wurde der Betrachter durch Betonung der positiven „Leistungen“ dieser Jahrzehnte und ihres inzwischen nostalgisch wirkenden ästhetischen Dekors zu einer emotionalen Identifikation eingeladen.

Wie einer der Veranstalter schrieb, ging es darum, „als Konstante die Qualität und den Erfindungsreichtum der italienischen Produktion (lavoro) herauszustellen“, und in dem Betrachter Anteilnahme, Bewunderung und Stolz für das damals Geleistete zu erwecken<sup>60</sup>). Entsprechend sah man die Aspekte der Modernität, die technischen Spitzenleistungen, die Rekorde in den Vordergrund gestellt. Die Ausstellungen fanden ein überwiegend positives Öffentlichkeits- und Presse-Echo. „Niemand zuvor hat man“, schrieb M. Tito in „La Stampa“, „wie hier erkennen können, daß (Italien) in der Zwischenkriegszeit ein äußerst vitales Land war. Die Ausstellung zeigt, daß Italien endlich sich selbst begreifen will. Das Land, das mehr als alle anderen in Europa sich ohne historische Wurzeln und ohne Erinnerungen fühlt, versucht jetzt, für die Massen ein kollektives Gedächtnis zurückzugewinnen.“<sup>61</sup>)

Nach Ansicht von G. Accame, einem der Mitorganisatoren der Ausstellung, muß Italien „das Bewußtsein und den Stolz auf seine nationale Identität“ wiederfinden<sup>62</sup>). „Eine Neubewertung des Nationalgedankens wird so zum Fundament eines jeglichen ernstgemeinten Reformprogramms, das den demokratischen Institutionen neue Dynamik und Effizienz verleihen soll“<sup>63</sup>).

Daß die Politik Craxis einer stärkeren internationalen Präsenz und einer betonteren nationalen Selbstbehauptung innenpolitisch weitgehende Zustimmung fand, zeigten die Entsendung einer italienischen Friedenstruppe in den Libanon, wie auch die Vorgänge um die Entführung der „Achille Lauro“

<sup>58</sup>) *Gli anni Trenta*, hrsg. von der Comune di Milano, Milano 1982.

<sup>59</sup>) *L'economia italiana tra le due guerre*, Roma 1984.

<sup>60</sup>) Zit. bei: Tim Mason, *Il fascismo „Made in Italy“*. Mostra sull'economia italiana tra le due guerre, in: *Italia contemporanea*, (1985) 158, S. 5–32, S. 19.

<sup>61</sup>) Zit. ebd., S. 21.

<sup>62</sup>) Giano Accame, *Socialismo tricolore*, Novara 1983, S. 5.

<sup>63</sup>) Ebd., S. 166.

und die anschließende Konfrontation mit den USA in der Nacht von Sigonella.

Der von Craxi durchgesetzte Alleingang der italienischen Politik auf dem Pariser Finanzgipfel im Februar 1987 und die mit dem Rückzug der italienischen Delegation praktizierte Politik des leeren Stuhls fanden dagegen ein überwiegend kritisches Echo. Zwar sprach die „Nazione“ von einer Demonstration des „neuen Stils“ der römischen Außenpolitik. Der „mit Würde“ und Festigkeit“ vorgetragene Protest entspreche „dem doppelten Erfordernis des Nationalstolzes und der politischen Kohärenz“. „La Stampa“ hielt den Anspruch auf Gleichberechtigung für legitim, nur könne man „den historisch-politischen Rückstand, der unsere Diplomatie zwingt, immer bergauf zu operieren, nicht durch Türenschlagen . . . aufholen“. I. Montanelli urteilte im „Giorno“ noch schärfer: „Die Geschichte der italienischen Diplomatie ist voll von solchen entrüsteten Rückzügen aus internationalen Zusammenkünften, von solchen theatralischen Gesten. Sie haben uns niemals Glück gebracht.“ Man denke nur an den von der italienischen Öffentlichkeit stürmisch bejubelten Rückzug Orlandos von der Pariser Friedenskonferenz und seine kleinmütige Rückkehr wenige Wochen später. Der damalige Budgetminister Gorla, den Craxi zur Rückreise gezwungen hatte, sprach kritisch vom „Provinzialismus gewisser athletischer Selbstdarstellungen“.

„Le Monde“ wertete den Zwischenfall als Symptom für einen „wiederentstehenden Kollektivstolz“. In den letzten Jahren beginne Italien, sich von „bestimmten Komplexen“ zu befreien und „seine Präsenz auf internationaler Ebene in entschlossener Weise durchzusetzen“<sup>64</sup>).

Die gegen den heftigen Widerstand der Kommunisten und unter größtem Zögern der Democrazia Cristiana im September 1987 getroffene Entscheidung, Minensuchboote und Kriegsschiffe in den Persischen Golf zu entsenden, ließ noch einmal alle Schatten der Vergangenheit wieder lebendig werden. Nach Ansicht des „Corriere della Sera“ signalisierte diese erste wirkliche militärische Aktion Italiens nach 1945 das Ende der Nachkriegszeit. „Dies ist der erste Ausgang aus einem vierzigjährigen Stadium der politischen, diplomatischen und militärischen Rekonvaleszenz.“<sup>65</sup>).

Gegenüber der faschistischen Vergangenheit herrscht auch heute noch die Distanznahme der „Nicht-wir-Identifikation“ vor. Alle Italiener – so der frühere Korrespondent von „Le Monde“, J. Nobécourt – „Politiker, Journalisten, Juristen, Ingenieure oder Großindustrielle, alle meine Gesprächspartner . . . reagierten in der gleichen Weise, wenn das Gespräch auf die (jüngste) Vergangenheit der Nation kam: mit kaltem Blut an der Grenze der Gleichgültigkeit.“<sup>66</sup>)

## X.

Hier mag in Umrissen deutlich geworden sein, welches Gewicht auch heute noch die Vergangenheit im Bewußtsein der italienischen Öffentlichkeit besitzt. Bei der Linken ist der Mythos der Oktoberrevolution bis zur Unkenntlichkeit verblaßt. Der „italienische Weg zum Sozialismus“ und die revolutionäre neue Gesellschaft üben keinerlei Zauber mehr aus. Auf der anderen Seite hat sich die von der Democrazia Cristiana propagierte Hoffnung einer Vorreiterrolle Italiens bei der Einigung Europas und das Wachsen eines neuen *europäischen* Nationalbewußtseins ebenso als Illusion erwiesen.

Innenpolitisch scheint das Paradigma des Antifaschismus mit seinem Rechtsstaats- und Verfas-

sungspatriotismus am Ende<sup>67</sup>). Die von jahrzehntelanger Rhetorik überdeckten Ideale der Resistenza haben kaum mehr mobilisierende Wirkung. Die Historisierung der faschistischen Zeit schreitet rasch voran. Im Rückblick treten die Konturen und Kontinuitäten der Nationalgeschichte von Jahr zu Jahr stärker heraus. Zu konstatieren ist gegenwärtig ein Vakuum der Konzeptionen und Ideale.

Der seit Ende der siebziger Jahre gezielt unternommene Versuch der Sozialisten, das Projekt eines neuen Patriotismus zum Kern einer Staats- und Gesellschaftsreform zu machen, ist seines instrumentellen Charakters wegen weitgehend gescheitert. Die durch eine Kette von Korruptionsaffären unter allen Parteien am stärksten belasteten Sozialisten schienen am Ende als wenig glaubwürdige Repräsentanten einer neuen Ethik des Gemeinwohls und der nationalen Würde. Statt nach außen richtet sich so der Blick erneut nach innen.

<sup>64</sup>) Siehe Francesco Damato, Coerenza, in: „La nazione vom 23. Februar 1987; Arturo Guatelli, Realtà e finzione, in: La Stampa vom 24. Februar 1987; Indro Montanelli, Alto sgravidimento, in: Il Giorno vom 23. Februar 1987; Le Monde: „Una rinascita di orgoglio collettivo“, in: La Stampa vom 27. Februar 1987.

<sup>65</sup>) Zit. in: Rinascita vom 19. September 1987, S. 5.

<sup>66</sup>) Jacques Nobécourt, Diritti d'errore, in: La Stampa vom 20. August 1987.

<sup>67</sup>) Aufschlußreich das Sonderheft der Zeitschrift „Problemi del socialismo“ (Fascismo e antifascismo negli anni della repubblica), (1986) 7.

„La questione morale“ ist die Frage nach der Glaubwürdigkeit von Staat, Institutionen und seiner Repräsentanten. Neoliberale Euphorie und ökonomischer Optimismus können bis zu der z. B. von G. Agnelli und C. De Benedetti formulierten Auffassung reichen, die vitale und kreative italienische Gesellschaft könne am Ende auch ohne den Staat auskommen. In die gleiche Richtung zielen die Hoffnungen, die Kunst des Überlebens und des Sich-Arrangierens, die die Italiener schon aus so vielen verzweifelten Situationen gerettet hätten, würden sich auch in der Zukunft bewähren. Die Technik der Problemlösung „all'italiana“, d. h. mit Improvisation, mit Durchwursteln und (faulen) Kompromissen ist – so N. Bobbio – quasi zu einer nationalen Tugend verklärt worden. Dies sei „das stärkste und augenfälligste Merkmal unserer Selbstidentifikation“. „Hier gibt es eine wahre omertà, ein mafioses Einverständnis mit unseren Fehlern.“<sup>68)</sup>

Th. Wieser und F. Spotts schließen ihr Italien-Portrait mit den optimistischen Sätzen: „Jenseits aller dieser verschiedenen Erklärungen, warum Italien trotz der zahlreichen Schwachstellen des Systems vorankommt, gibt es ein tieferes Motiv: den italienischen Nationalcharakter. Die Italiener haben, knapp gesagt, angesichts der immer wieder lauern den Katastrophen über die Jahrhunderte hinweg eine hohe Fähigkeit für Geduld, Beweglichkeit und Improvisation entwickelt. Sie besitzen ein viel höheres Toleranzniveau für die Unsicherheit, das Durcheinander und die Widersprüchlichkeit der Dinge als jede andere westliche Nation und bringen es mit großer Geschicklichkeit fertig, aus einem Maximum an Chaos ein Minimum an Ordnung zu zaubern. Über den so sichtbaren Schwächen und

<sup>68)</sup> Vgl. z. B. die skeptischen Äußerungen von Norberto Bobbio in: L'Espresso vom 9. Februar 1986: „Ma in Italia vince Sordi“. Bobbio spricht von „sussulto transitorio“, „forse un fuoco di paglia“.

Fehlern des politischen Systems werden solche tiefer liegenden Züge leicht übersehen. Sie verleihen aber dem Land eine robuste seelische Stärke, die es ihm erlaubt, jeden Sturm zu überstehen.“<sup>69)</sup>

Die Italiener „ein Volk von Helden, Dichtern, Künstlern, Heiligen, Entdeckern, Erfindern“? Oder vielmehr ein Volk von Überlebenskünstlern?

R. Romeo hat in seinem letzten großen Vortrag im März 1987 die Hoffnungen auf immer mehr Markt und immer weniger Staat in das Reich der Fabel verwiesen. „Ein effizienter Staat, der sich in der Lage zeigt, die Entwicklung zu steuern, bleibt ein grundlegendes Bedürfnis der italienischen Demokratie am Ausgang des Jahrhunderts.“<sup>70)</sup> Staatsbewußtsein und Nationalbewußtsein gehören auch in Zukunft eng zusammen. Europa kann auf Italien nicht verzichten. Die eingangs zitierten Zeilen G. Papinis mögen in ihrer nationalistisch gefärbten Naivität heute unverständlich und abschreckend klingen. Gleichwohl enthalten sie einen wahren Kern. Vergessen wir nicht, daß J. Burckhardt Italien, „halb Drecks-, halb Götterland“, ein europäisches Erstgeburtsrecht zusprach. Dieser kulturelle Primat findet sich auch heute noch in manchem gebildeten Italiener verwurzelt. Und noch viel weniger kann Italien auf Europa verzichten. Erst die Öffnung nach Europa seit 1945 hat den tiefgreifenden gesellschaftlichen Wandel, die große ökonomische und kulturelle Entwicklung möglich gemacht, die dieses Land in wenigen Jahrzehnten stärker verändert haben als in vielen Jahrhunderten zuvor.

<sup>69)</sup> Frederic Spotts/Theodor Wieser, *Italy. A difficult democracy*, Cambridge 1986, S. 292 (Übersetzung des Zitats vom Verfasser).

<sup>70)</sup> Rosario Romeo, *Cultura laica e Stato democratico*, Vortrag auf der Tagung „La cultura democratica nell'Italia che cambia“, Roma, 6./7. März 1987, S. X (undatierte Beilage der Zeitung „La Voce Repubblicana“).

# Kultur und Politik in den deutsch-italienischen Beziehungen

## I.

Kultur und Politik, Flucht in die Blütezeit einer idealisierten Vergangenheit und realistische Aufarbeitung der Vergangenheit, Eleganz in der Darstellung der Begriffe und harte Nüchternheit angesichts der Realität der Macht verbinden sich im geistigen Leben Italiens miteinander und beeinflussen sich gegenseitig. Eine Trennungslinie zwischen den Personen und Persönlichkeiten des Geisteslebens einerseits und denen der Politik andererseits ist in Italien weder gestern noch heute klar zu ziehen.

Das ist keine notwendigerweise positiv zu bewertende Eigentümlichkeit, die allerdings den Intellektuellen in Italien immer Beweglichkeit und Einfluß verschafft hat. Sie ist deswegen nicht notwendigerweise positiv, weil die Vermischung von kulturellen „Redereien“ und politischer Eigenwilligkeit das ganze System des Landes in eine Richtung schiebt, in der sich die Aufteilung der Aufgaben verwischt und als Konsequenz die Effizienz auf der Strecke bleibt. Und am Ende lauert die Gefahr, daß der Kultur die Rolle zuteil wird, alles mit schönen Worten und erfundenen Begriffen zu rechtfertigen und

zu erklären: Gedankliche Höhenflüge überdecken den Skeptizismus, der auch Weisheit und Ausgewogenheit, aber zugleich Verzicht und Schicksalsglaube sein kann.

Kultur und Politik sind ambivalente Begriffe und – all'italiana – nicht frei von Risiken. Dies erfordert es, ohne falsche Hemmungen und Rücksichten – einmal mehr all'italiana – das Italien von heute vorzustellen, wie es ist und wie es sich selber sieht, ein Land, geschmückt mit Schönheiten, zugleich vulgär, aber immer sehr lebendig und schöpferisch; ein Land mit großen Unzulänglichkeiten und Widersprüchen, doch auch mit der Kraft, neue Wege zu gehen und die Flexibilität und Anpassungskraft seiner Menschen in ein modernes industrialisiertes System einzubringen. Das geschieht gewiß nicht immer mit Erfolg, denn auch in Italien befinden wir uns in einer Übergangsphase, in einer Phase des Versuchs, der Ratlosigkeit, der Unstimmigkeit. Die Frage drängt sich auf: Haben die „Modelle“ Deutschland und Italien etwas gemeinsam? Oder ist ein solcher Ansatz zu gewagt?

## II.

Es ist leicht und schwierig zugleich, über die Beziehungen zwischen Deutschland und Italien oder zwischen den beiden Völkern zu schreiben: Die Verflechtungen über die Jahrhunderte hinweg sind ebenso zahlreich und dauerhaft wie die gegenseitigen Vorurteile und Mißverständnisse. Wir haben uns heute daran gewöhnt, in schönen Floskeln zu wiederholen, daß die Beziehungen zwischen der Bundesrepublik Deutschland und Italien hervorragend sind. Wie jüngst die Erklärung der beiden Regierungschefs, Kohl und De Mita, in Rom am 12. Mai 1988 sehr eloquent betont hat, sind die gemeinsamen Bündnisse und die gemeinsamen Werte das Fundament dieser guten Beziehungen. Aber sind solche Statements, obwohl sie sicher aufrichtig sind und der Realität entsprechen, letztlich wirklich zutreffend und befriedigend?

Die Präsenz Italiens in Deutschland ist, wie man allgemein in öffentlichen Reden bis an die Grenze der Langeweile zu wiederholen pflegt, das Vermächtnis einer zweitausendjährigen Geschichte. Aufgrund dieser jahrhundertealten kulturellen Hinterlassenschaft sagt man stets mit großer Freundlichkeit und Zuneigung, daß Italien den Herzen der Deutschen nahe sei. Der Strom der deutschen Touristen, der jedes Jahr nach Italien zieht, scheint dies zu bestätigen. Bedeutet das deutsche Schwärmen für Italien eine Aneignung des Landes als Kultur? Sollte man nicht eher eine deutliche Grenze zwischen Kultur und Tourismus, zwischen Kultur und Schwärmerei ziehen? Wenn wir diese Frage etwas näher betrachten, entdecken wir, daß die Deutschen, die nach Italien reisen – vielleicht in der Meinung, Italien zu kennen,



oder in der ehrlichen Absicht, Italien kennenzulernen — in Wirklichkeit ein mythisches Bild suchen, in dem die kulturelle Vielschichtigkeit und die politischen und sozialen Realitäten dieses Landes bestenfalls am Rande Platz haben.

Man könnte umgekehrt dasselbe vom Deutschlandbild der Italiener sagen: Hier dominieren die Effizienz, die Ordnung, die Perfektion, aber auch

die Starrheit, die Gründlichkeit, die langweilige Pünktlichkeit. Am Ende läßt dieses Bild ein hintergründiges Mißtrauen durchscheinen, daß die Erinnerungen an die jüngste Geschichte vertieft und untermauert. Eine oberflächliche und banale Distanz ist vorhanden — trotz einer über zweitausend Jahre alten Verflechtung, die nirgendwo in Europa ihresgleichen findet.

### III.

Werfen wir einen Blick auf die lange Tradition der Beziehungen zwischen beiden Ländern. Ein solches Fresko muß unzulänglich und allzu hastig bleiben, aber es ist unverzichtbar, will man die kulturellen Keime der Distanz zwischen Italien und Deutschland aufdecken: Die Verflechtung der Geschichte und die Vermischung der Völker bedeuten nicht, daß eine gemeinsame Kultur besteht. Wiederum stoßen wir auf das schwierige Verhältnis zwischen Kultur und Politik.

Das römische Kaiserreich wurde von den germanischen „Barbaren“ zerstört. Diese historische Zäsur war unvermeidlich und nicht zu leugnen, ebensowenig wie das italienische Bedauern über das Ende der Macht Roms und Italiens. Das Heilige Römische Reich Deutscher Nation hatte seinen Schwerpunkt in Italien, und die Italienpolitik war für die deutschen Kaiser des Mittelalters wichtiger als eine mögliche Deutschlandpolitik. Die Reformation jedoch brachte die Loslösung von Rom und damit eine Abspaltung und „Verdeutschung“ in Sprache und Kultur. Die Pracht der Renaissance gelangte nur mittelbar nach Deutschland. Der moderne Geist jener Epoche wurde hier nur unvollkommen rezipiert.

Später geriet Italien in Deutschland mehr und mehr in Vergessenheit, weil die Interessen der Deutschen (aber nicht der Österreicher!) anders gelagert waren: Das Deutschland der Aufklärung fand sein Vorbild und seinen dialektischen Gegensatz in Frankreich. Im 18. Jahrhundert wurde allerdings der deutsche Barock durch italienische Phantasie bereichert, und um dieselbe Zeit beginnen all diejenigen, die das Italien der Antike ins Leben zurückrufen wollten, die Reisen in den Süden und die Entdeckung des Erlebnisses des Lichts: Italien war das Vorbild der Vergangenheit, nicht der Gegenwart. Seit damals lieben die Deutschen das Italien des Gestern, nicht des Heute.

Italien und Deutschland waren zwei „verspätete Nationen“, und deshalb war es stets einfach, die historische Parallelität zwischen Preußen und Pie-

mont, zwischen den jeweiligen Prozessen der nationalen Einigung als letztlich identische Produkte der Kultur des Nationalismus darzustellen. Tatsächlich aber waren die Wege, auf denen man das Ziel der nationalen Einheit verfolgte, gänzlich andere: Das Verhältnis zwischen Freiheit und Einheit entsprach in Preußen und Piemont jeweils ganz verschiedenen politischen (und kulturellen) Weltanschauungen. In Italien wußte man beide Faktoren in einer ausgewogeneren Weise zu verbinden, allerdings um den Preis einer Beweglichkeit bis hin zur Instabilität. Aufgrund dessen vermochte man zwar nicht dieselben positiven Ergebnisse in der Macht- und Industriepolitik hervorbringen wie in Deutschland, vermied aber jene Extreme, die später Deutschland auf einen tragischen Sonderweg führten.

Die deutsch-italienischen Beziehungen waren bis zum Ersten Weltkrieg zwiespältig. Obwohl sogar die sogenannte Linke eine Zeitlang Bewunderung für Deutschland hegte, war das Kaiserreich in Italien nicht besonders populär, während die schwierigen Beziehungen zu Frankreich in einer intellektuellen und sentimentalischen Neigung zur französischen Kultur ein Gegengewicht fanden. Mit der Entscheidung, sich 1915 zusammen mit den „Demokratien“ gegen die autoritären Kaiserreiche Deutschland und Österreich zu stellen, begann eine leidvolle Phase in den deutsch-italienischen Beziehungen. In bezug auf 1915 von einem italienischen „Verrat“ zu sprechen, ist selbstverständlich intellektuell und politisch absurd, zumal sich ja gerade Deutschland unter Bismarck so unbefangen an die jeweiligen Realitäten der Politik angepaßt hatte. Dennoch kennzeichnet der Erste Weltkrieg, der als Kampf für die „Demokratie“ gegen die autoritären Staaten dargestellt wurde, zweifellos einen eindeutigen Bruch zwischen Deutschland und Italien: Die so zahlreichen kulturellen und wissenschaftlichen Wechselwirkungen erwiesen sich als nicht genügend verwurzelt.

Die Eroberung der Staatsgewalt durch die nationalistische Bewegung der italienischen Faschisten

hat nur sehr wenig mit der nationalsozialistischen „Machtergreifung“ des Jahres 1933 zu tun. Die Bewunderung Hitlers für Mussolini wurde anfangs von diesem kaum erwidert, weil Faschismus und Nationalsozialismus — auch wenn das Italien der Nachkriegszeit für die Weimarer Republik keine allzu großen Sympathien hegte — eigentlich nur in einigen Aspekten übereinstimmten. Vielleicht war es nur Zufall, daß der Stuhl Italiens leerblieb, als der Viermächterat 1920 in Paris über die deutsche Frage entschied. Jedenfalls war für Italien die adriatische Frage (d. h. Jugoslawien und die Angliederung von Dalmatien) weit wichtiger als die Beilegung der deutschen Frage. Dies war sicherlich auch Ausdruck einer kulturellen Entfremdung gegenüber Deutschland. Gegenüber dem deutschen Revisionismus verhielt sich Italien politisch vernünftig, so z. B. als es die Locarno-Verträge als Garantiemacht unterstützte oder als es später einen übereilten Anschluß Österreichs an das Deutsche Reich zum Scheitern brachte.

Der Eroberungskrieg gegen Abessinien und die Unterstützung Francos im Spanischen Bürgerkrieg veränderten die Konstellation und drängten Italien — oder besser gesagt Mussolini — in eine prodeutsche Richtung. Ausdruck dieser außenpolitischen Wende waren der Stahlpakt, rassistische Maßnahmen gegen die italienischen Juden, die Übernahme der Kriegsziele Hitlers und endlich 1940 der Eintritt in den Krieg an der Seite Nazi-Deutschlands, ohne daß sich allerdings die jeweiligen Interessen gedeckt hätten und das Mißtrauen gegeneinander ausgeräumt worden wäre.

Die Wende in der Außenpolitik bedeutete auch eine Wende im Kulturellen. Schon gegen die Ziele der Außenpolitik Mussolinis — wie man sie auch immer beurteilen wollte — hatte sich eine erste Opposition gebildet. Sich aber die Kultur des Nationalsozialismus zueigen zu machen, erschien unmöglich. Trotz des demagogischen Nebels der Propaganda, die immer wieder die Freundschaft zwischen dem nationalsozialistischen Deutschland und dem faschistischen Italien betonte, wuchsen antideutsche Gefühle.

Der Sturz des Faschismus im Jahre 1943 war sicher die Konsequenz der schon unausweichlichen militärischen Niederlage, aber er war auch das Ergebnis einer schrittweisen Ablehnung des Faschismus als Ideologie, als Machtpolitik und als Kultur, wie gerade die italienische Literatur jener Jahre zeigt. Wiederum wurde in Deutschland von „Verrat“ gesprochen, als ob die Interessen eines Volkes nicht Vorrang hätten vor einem Vertrag, der keine Zustimmung mehr gefunden hätte, wenn das Volk befragt worden wäre. Sich aus der Verstrickung in

eine verbrecherische Politik zu lösen, war ein moralisches Gebot für Italien, ebenso wie für die mutigen und erfolglosen Männer des 20. Juli. Alle in der Opposition kämpften ohne Vorbehalte gegen Nationalsozialismus und Faschismus und für eine Kultur der Freiheit und der Menschenwürde.

Für Italien sind der Widerstand und die Befreiung vom Faschismus — die teilweise zur Entschuldigung für die zwanzig Jahre währende Unterstützung des Faschismus gerieten — die moralische Rechtfertigung für die Wiedergewinnung von Individualität, Selbstbehauptung und Kontinuität. Der Ausweg aus der Katastrophe, den Italien gewählt hatte, mußte notwendigerweise wegen der tragischen Ereignisse der Jahre 1943—1945 anti-deutsche Züge annehmen. Geradezu als Reaktion auf die ungewollte Verbindung mit dem Geist des Nationalsozialismus — mit der Umkehrung des Deutschland, „das wir geliebt haben“ (Benedetto Croce) — hat Italien Deutschland nach 1945 „wiederentdeckt“, wie später auch Deutschland Italien „wiederentdeckt“ bzw. neuentdeckt hat.

Die Haltung Italiens gegenüber der jungen Bundesrepublik war offen und aufgeschlossen. Aufgrund der Wahlverwandtschaft der in beiden Ländern regierenden christlich-demokratischen Parteien ging man davon aus, daß ein neues Deutschland entstanden war. Im Antikommunismus sah man eine gemeinsame Grundlage für eine Orientierung nach Westen und vertrat die feste Überzeugung, daß die beiden besiegten Länder das Recht hätten, auch auf militärischer Ebene an der Verteidigung des Westens mitzuwirken.

Folglich drängte man auf eine immer stärkere Eingliederung Deutschlands in Europa. Mit anderen Worten: Die zwar stets präsente deutsche Frage mußte nach italienischer Auffassung in einem europäischen Zusammenhang aufgehen, in dem Deutschland eine neue Identität im supranationalen Rahmen finden konnte. Diesmal war die Parallelität der Entscheidungen in Italien und in Deutschland kein Trugbild, denn sie war der Ausdruck einer Kultur, die als Antithese zu den dreißiger Jahren zu verstehen war.

Ohne diese kulturelle Begründung hätte diese Politik keinen Erfolg haben können. Der aktive Einsatz Italiens für die Wiedereingliederung Deutschlands in die Völkergemeinschaft hatte seine Wurzeln in der antifaschistischen Bewegung des Jahres 1943. Weder damals noch später wurde die italienische Haltung von opportunistischen Überlegungen bestimmt, sondern von der Überzeugung der kulturellen Gemeinsamkeit der Schicksale. Der nationalistische Irrglaube war zerstört,

und im Unterschied zu den Siegerstaaten waren auch alle Großmachtillusionen verfliegen. Folglich konnte „der Wiederaufbau auf der Grundlage neuer demokratischer Verfassungen . . . nur im Rahmen einer neuen europäischen Ordnung, zu deren Gunsten auch Souveränitätsverzichte erforderlich waren, zum Abbau des Mißtrauens, zur Gleichberechtigung mit den Siegern und darüber hinaus zu einer partnerschaftlichen Gemeinschaft westlicher Demokratien führen“ (Rudolf Lill). Diese Entwicklung war überwiegend Ausdruck einer deutlichen kulturellen Besinnung. Als die deutsche Frage zur Kernfrage der Entspannung wurde, konnte Italien einen zusätzlichen

Beitrag zugunsten der deutschen Interessen leisten. So war Italien das erste Land, das eine „Ostpolitik“ betrieb — in der festen Überzeugung, daß die Veränderungen in Moskau nach 1953 und mehr noch nach 1956 konkrete politische Folgen haben mußten. Auch ist nicht ohne Bedeutung, daß gerade die Kommunistische Partei Italiens der SPD im Interesse des gesamten Westens geholfen hat, die Ostpolitik einzuleiten. Die vielschichtige und bunte politische Kultur Italiens, in der auch die Kommunisten stets einen legitimen Platz hatten und haben, verband sich in jenen Jahren mit der Kultur des sozialdemokratischen Deutschland.

#### IV.

Die Entscheidungen, die Italien und Deutschland aufgrund ihrer Rückbesinnung auf Demokratie und Antinationalismus getroffen und getragen haben, sind hinreichend bekannt: die feste Bindung an den Westen (insbesondere an die Vereinigten Staaten), die Initiativen der vier großen Staatsmänner Schuman, Adenauer, de Gasperi und Spaak, die schrittweise zum Wunder der Römischen Verträge von 1957 geführt haben, die Teilnahme Italiens an der Gründung der Atlantischen Allianz 1949 und der spätere Beitritt der Bundesrepublik 1955, die Soziale Marktwirtschaft als Antwort auf das Dilemma zwischen Staat und Markt und — in der Gegenwart — gemeinsame Schritte in Fragen wie Nachrüstung und Abrüstung, Entspannung und Sicherheit, Europa und Mittelmeer. Diese Entscheidungen waren nicht nur bloße politische Entscheidungen, sondern in erster Linie Resultate einer tief verwurzelten kulturellen Gemeinsamkeit.

Sicherlich wäre es reizvoll, die kulturelle Dimension, d. h. die Rolle der Belletristik, der darstellenden Kunst, des Theaters, der Musik und des Films in den Beziehungen zwischen Italien und der Bundesrepublik Deutschland im Detail zu analysieren. Diese Thematik sollte den Fachleuten vorbehalten bleiben. Hier mögen einige Stichworte genügen.

Die Intellektuellen haben im Deutschland der Nachkriegszeit eine schwierige Rolle gespielt, da sie die neue Demokratie in der Form, in der sie in den schicksalhaften Jahren zwischen 1945 und 1955 etabliert werden konnte, nicht immer befürwortet haben. Im Grunde hätten sich auch die italienischen Intellektuellen für ihr Land eine offenere und fortschrittlichere Demokratie gewünscht, aber die Gegenkräfte und Sachzwänge

waren stärker. Primär bestand die Notwendigkeit, die Kommunisten und die Bevölkerungsgruppen, die von ihnen vertreten wurden, zu integrieren; die Mittel dafür wurden in einem gemeinsamen Antifaschismus und in der Kompromißfähigkeit des Systems gefunden. In Deutschland hingegen war das Verhältnis zu den Linken oder allgemein zu den politisch radikaleren Kräften von starken Vorbehalten und Hemmungen geprägt, die verständlicherweise aus der Teilung der deutschen Nation und aus der „Besatzung“ im Osten resultierten.

Die Diskussion, die oft auf verschiedenen Ebenen über die Frage geführt wurde, wie eine postfaschistische Demokratie zu gestalten sei, hat — wenn auch zum Teil unbewußt — einen außerordentlich fruchtbaren kulturellen Austausch zwischen Italien und Deutschland bewirkt. Diese Diskussion hat eigentlich die Ansätze hervorgebracht, die die folgende Phase der deutsch-italienischen Beziehungen geprägt haben. Die Kunst in ihren vielfältigen Ausdrucksformen war der „Stützpfiler“ dieser Ansätze.

In zunehmendem Maße wird italienische Literatur ins Deutsche und deutsche Literatur ins Italienische übersetzt. Das Interesse an der literarischen Produktion des jeweils anderen Landes ist so groß wie nie zuvor. Heute kann man sogar behaupten, daß beinahe die gesamte einigermaßen wertvoll erscheinende Belletristik in die jeweils andere Sprache übersetzt worden ist, bisweilen zwar spät und lückenhaft, aber das Gesamtbild ist doch mehr als befriedigend. Auf italienischer Seite könnte man in bezug auf die Rezeption italienischer Malerei und Bildhauerei in Deutschland eine ähnliche Genugtuung empfinden, zumal wenn man Vergleiche zum 19. und den vergange-

nen Jahrzehnten des 20. Jahrhunderts zieht. Allerdings haben nur wenige Namen aus der darstellenden Kunst in dem anderen Land Bedeutung. An Ausnahmen (von De Chirico bis hin zum Blauen Reiter) fehlt es sicherlich nicht, aber dies ändert nichts am Gesamtbild.

Ein ähnliches, unbefriedigendes Bild ergibt sich im Hinblick auf das Theater, während es nicht

überrascht, daß die Lage im musikalischen Bereich besser ist. Die Filmkunst ist zweifellos ein Kapitel für sich: Die Popularität des italienischen Realismus in Deutschland ist nichts Neues. Hingegen mag die Feststellung verwundern, daß der moderne deutsche Film in Italien vielleicht bekannter und beliebter ist als in Deutschland selbst.

## V.

Aber weshalb steht die Literatur an erster Stelle der heutigen gegenseitigen Entdeckungen der Kulturen? Natürlich ist dies keine plötzliche Entdeckung: Tomasi di Lampedusas „Leopard“, Cesare Pavese oder Pasolini sind dem großen Erfolg von Umberto Eco vorausgegangen, aber heute hat das Phänomen doch weit größere Dimensionen.

In der zweiten Hälfte des vorigen Jahrhunderts, einer der fruchtbarsten Phasen der kulturellen Beziehungen zwischen Deutschland und Italien, studierten Italiener an deutschen Universitäten Rechtswissenschaften, Philosophie oder Geschichtswissenschaft, während Deutsche sich in Italien — wenn auch meist außerhalb der Universitäten — der Kunstgeschichte, der Archäologie oder der Geschichte des Altertums und des Mittelalters widmeten. Die Unterschiede in den Intentionen waren offensichtlich: In Deutschland suchte man das Moderne, in Italien das Antike.

Heute sind beide Kulturen auf der Suche nach neuen Wegen in die Zukunft. Die deutsche Literatur stellt grundsätzliche Fragen, so z. B. nach den Leiden des Individuums, dem Inhalt der Individualität oder dem Wiederaufbau einer Gesellschaft, die geistig in Trümmern lag. Die Quellen und die Inspirationen für diese Fragestellung waren die Spaltung der Nation, der Verlust eines Teils der nationalen und persönlichen Identität, die daraus resultierende Sehnsucht nach dem Verlorenen, der Verlust eines Bestandteils der nationalen Kultur durch die Vernichtung des Judentums, die aus der Tragödie der jüngsten Vergangenheit erwachsene Schuld komplex. Dieses „Problemknäuel“ hat die italienischen Leser dazu gebracht, in neuen Kategorien über Deutschland nachzudenken: nicht eigentlich über Deutschland, sondern über das Los des Menschen, der danach strebt, durch seine Geschichte etwas zu erreichen, das für alle Gültigkeit besitzt. Die Erhebung über das Alltägliche hinaus ist das Mittel, um die Tragödie der Vergangenheit — insbesondere die der Deutschen — nicht zu überwinden, sondern zu verinnerlichen.

In Italien stellte sich die Literatur in drei unterschiedlichen Dimensionen dar: Ausgewogenheit in dem Bemühen, die Vergangenheit mit der Gegenwart zu verknüpfen; Kontinuität einer Gesellschaft, die sich dank der Vergangenheit erneuern kann; nüchterne Schilderung des heutigen Lebens eines Volkes, die in den Widersprüchen und in den — nicht immer positiven — regionalen Unterschieden Hoffnungen für die Zukunft sieht.

Vielleicht ohne sich dessen bewußt zu sein, haben die jüngeren, offeneren und unbefangeneren Generationen im jeweils anderen Land zur gleichen Zeit das entdeckt, was ihnen fehlt. Das Bindeglied dieser spiegelbildlichen gegenseitigen Entdeckung scheint die Überzeugung zu sein, daß keiner Rezepte für die Gestaltung der Zukunft besitzt. Zwar hat wohl keine der beiden Kulturen aus dieser Erkenntnis neue große Ideen geschöpft, aber sie haben dennoch der Politik eine Stütze geboten.

Andere Kulturen besitzen als politisches „Hinterland“ ein Selbstbewußtsein, das zwar nicht nationalistisch, aber doch national ist. „Während die anderen großen Nationalkulturen Europas sich in geschlossenen Nationalstaaten entfalteten und darum auch nach außen weitaus mehr geschlossen waren oder aber imperialistisch auftraten, waren die Kulturen Italiens und Deutschlands offener und schon deshalb einander leicht zuwendbar“ (Rudolf Lill). Dies kann man für Italien und Deutschland bis zur „verspäteten Nationalstaatsbildung“, aber ebenso auch für die gegenwärtige postnationalistische Periode behaupten. Deutsche und Italiener — so unterschiedlich das Verhältnis zur eigenen Geschichte auch sein mag — stellen sich ähnliche Fragen, die in konkrete Politik einfließen. Hier liegt der Grund der gemeinsamen politischen Entscheidungen; er liegt nicht nur in der Hinnahme der beschränkten machtpolitischen Möglichkeiten, sondern auch in einem positiven Ansatz für eine neue europäische Ordnung.

## VI.

Es ist im diplomatischen Leben eine übliche Gepflogenheit, Meinungsunterschiede zu verschleiern oder schlicht zu negieren, indem man feststellt, daß die Beziehungen zwischen zwei Ländern ganz und gar problemlos seien. In bezug auf Italien und Deutschland stimmt dies im ganzen gesehen sogar, was allerdings nicht bedeutet, daß es keine Mißverständnisse gäbe. In Italien neigt man heute dazu, in der Bundesrepublik ein Nachlassen des europäischen Geistes auszumachen. Der Grund hierfür liegt wohl darin, daß die Bundesrepublik in der Europapolitik mehr Wert auf konkrete Ergebnisse legt als auf hochklingende Ideale, während Italien eher auf großangelegte Reformprojekte in der Europäischen Gemeinschaft drängt als auf die pünktliche Durchsetzung von Entscheidungen in konkreten Punkten. Die italienischen Massenmedien sind schnell bereit, der Bundesrepublik anzukreiden, daß sie nicht willens ist, in wirtschaftlichen und finanziellen Fragen die volle Verantwortung zu übernehmen, die sie angesichts ihrer Wirtschaftsmacht an sich übernehmen müßte. Die Zurückhaltung der Bundesrepublik bei Übernahme von Verantwortung im Rahmen von friedlichen militärischen Initiativen außerhalb Zentraleuropas wertet man als Kurzsichtigkeit. Andererseits beklagt man, daß die raschen Wechsel der italienischen Regierungen einen dauerhaften Dialog mit Italien erschweren (wobei man allerdings vergißt, wie bemerkenswert die Kontinuität in der italienischen Politik dennoch gewesen ist).

Trotz allem liegen die Differenzen aber eher in den Meinungen als in den Taten. Letztlich sind sie nicht so gravierend, das Gesamtbild ist zweifellos positiv. Die Mißverständnisse beruhen nicht so sehr auf Unterschieden in der Politik, in der die Ziele Italiens und der Bundesrepublik im Einklang stehen: Freiheit, Frieden, Europa. Dies ist eine Triade, ohne die beide Länder nicht überle-

ben könnten und auf der nicht zuletzt auch die Legitimität ihrer Demokratien basiert, die eigene nationale Ziele mit Erfolg nicht durchführen könnten.

Die eigentlichen Wurzeln der Mißverständnisse sind anderswo zu suchen. Es gibt noch Reste eines gegenseitigen Unverständnisses in den Beziehungen zwischen beiden Gesellschaften. Die heute schon zur Gewohnheit gewordene Zusammenarbeit in Politik, Wirtschaft und Kultur — Italien ist z. B. der dritt wichtigste Handelspartner der Bundesrepublik — schleift die jahrhundertealten Vorurteile allmählich ab. Deutsche Jugendliche fühlen sich unter gleichaltrigen Italienern im allgemeinen sicherlich nicht fremd, da die Verflechtung der Neigungen, Sitten und Gebräuche tief geworden ist und die Feindseligkeiten der Vergangenheit keine Rolle mehr spielen. Dennoch verschwinden die Vorurteile bzw. die unreflektierten Urteile langsam und sind, wenn man von den oberflächlichen und manierten Gepflogenheiten der Berufspolitiker absieht, immer noch sehr präsent und virulent. Vor uns liegt noch ein ziemlich weiter Weg.

Unterschiede müssen erkannt und anerkannt werden, da die Stärke Europas in seiner Verschiedenheit liegt. Es mangelt nicht an flüchtigen und oberflächlichen Kontakten, wie sie sich auf den Reisen der Touristen ergeben, sondern an einem Verständnis der anderen politischen Kultur, die die Basis des Lebens eines Volkes und ein Teil seiner gesamten Kultur ist. Die Literatur vermag hier — ebenso wie die anderen Gattungen der Künste — einen großen Einfluß auszuüben, da die Seele eines Volkes in der Kunst und seine Phantasie in der Sprache zum Ausdruck kommen. Hier liegt die große kulturvermittelnde Aufgabe der Literatur, sei es nun in der Originalsprache oder in der Übersetzung.

## VII.

Wie auch die anderen Nationen Europas haben Italien und Deutschland in der Nachkriegszeit eigene, vom Willen ihrer Völker bestimmte Wege beschritten. Dies muß klar gesehen werden. Die eingeschlagenen Wege verlaufen aber parallel und in dieselbe Richtung. Auch wenn die offiziellen Beziehungen natürlich noch von vielen anderen Elementen geprägt werden, so hat doch gerade die Kultur daran maßgeblichen Anteil gehabt. Sie hat

derart viel bewirkt, daß man mit etwas übertriebener Begeisterung meinen könnte, in der kurzen Zeitspanne der letzten 40 Jahre sei mehr erreicht worden als in den vorangegangenen 2000 Jahren. Das stimmt nicht ganz, aber richtig ist, daß beide Kulturen in der jeweils anderen nicht mehr nur die blasse Erinnerung an eine glorreiche Vergangenheit suchen, sondern die Menschen von heute erkennen.

Man kann das Bild, das man sich in einem Land von einem anderen macht, auf zwei Weisen betrachten: zum einen als ein Element politischen Verhaltens, das von der Reaktion und von den Vorurteilen eines Volkes geprägt wird und mit dem die üblichen Verallgemeinerungen und Oberflächlichkeiten einhergehen; zum anderen als Instrument der Analyse der gegenseitigen kulturellen Einflüsse und Wechselwirkungen, als Instrument dessen, was in den jeweiligen Kulturen von der darstellenden Kunst, der Literatur oder dem Film des jeweils anderen Landes präsent oder bekannt ist. Im Falle Deutschlands und Italiens wäre die Kultur des einen — heute noch mehr als gestern — ohne die des anderen zweifellos nicht das, was sie ist.

Das in Italien und Deutschland so tiefe und deutliche Interesse an der Sprache, der Geschichte, der Kunst, der Musik und insbesondere der Literatur des anderen ist ein Zeichen dafür, daß man sich bemüht, ein Bild zu gewinnen, daß genauer ist als das, mit dem man bislang vertraut war. Auf deutscher Seite glaubt man noch, durch diese Vertrautheit hindurch in Italien etwas Exotisches, Frem-

des, Unbegreifliches und Unverständliches zu erkennen; etwas, daß kurios ist und zugleich Sorge oder sogar Mißtrauen erweckt; etwas, dem man Zuneigung entgegenbringt, aber das man doch zurückweisen möchte. Heute aber sind die Verflechtungen in der Kultur und in der Politik, in den Wissenschaften und in der Wirtschaft zu stark gewachsen, um noch in Erstaunen und Mißtrauen verharren zu können. Wir müssen unsere Gemeinsamkeiten ebenso anerkennen wie unsere Verschiedenheiten, weil beide notwendig und zugleich attraktiv sind und weil beide sich gegenseitig bereichern. Sie zu vertuschen, wäre ebenso ein Fehler wie sie nicht zu sehen.

Stehen Kultur und Politik im Widerspruch zueinander? Wohl kaum. Mit Hilfe der Kultur kann man Politik betreiben, und mit Hilfe der Politik kann man Kulturelles schaffen, solange wie sich beides in Freiheit entwickelt. Nicht die Verflechtung von Kultur und Politik ist negativ. Negativ wären lediglich die Hemmnisse, die sich aus einem Mangel an Freiheit für beide ergäben und die sie pervertieren könnten.

## **Angelo Bolaffi: Das Land, in dem die Widersprüche blühen. Betrachtungen zu Politik und Gesellschaft in Italien**

Aus Politik und Zeitgeschichte, B 39/88, S. 3–11

Italien ist ein Land, in dem die Widersprüche blühen. Wirtschaftlichen Erfolgen steht eine Fülle gesellschaftlicher und politischer Probleme gegenüber. So haben es die großen Gewerkschaftsbünde nicht vermocht, sich auf die sozialen und politischen Erfordernisse der achtziger Jahre einzustellen. Immer noch bestehen z. B. enorme Unterschiede in der Entlohnung der italienischen Arbeitnehmer. Das Vertrauen in die großen Gewerkschaftsbünde schwindet, neue Gewerkschaften und gewerkschaftliche Basiskomitees entstehen, die Zuständigkeit der Gewerkschaften in Tariffragen wird häufig von den Arbeitnehmern selbst angezweifelt.

Der Linksterrorismus ist heute kein Phänomen mit „Massencharakter“ mehr, wie er es noch in den siebziger Jahren war. Die politischen Schwerpunkte liegen heute auf der Diskussion über die Reform des politischen Systems, das sich als unfähig erwiesen hat, die drängendsten Probleme zu lösen und neue politische Strömungen und Gruppen aufzunehmen. Die Notwendigkeit einer Verfassungsreform, insbesondere einer Reform des Wahlrechts wird allgemein bejaht. Die Kraft zur Reform müssen Italien und die italienischen Parteien aus der eigenen Krise hervorbringen, und hier liegt vielleicht ein weiterer Widerspruch Italiens: Denn ist ein System, das die Kraft hat, sich selbst zu reformieren, überhaupt grundsätzlich reformbedürftig?

## **Jens Petersen: Italien nach dem Faschismus. Eine Gesellschaft zwischen postnationaler Identität und europäischer Integration**

Aus Politik und Zeitgeschichte, B 39/88, S. 12–23

Das Jahr 1943 bildete für Italien mit Kapitulation und Besetzung, mit Krieg und Bürgerkrieg auf eigenem Boden einen tiefen Einschnitt. Der 8. September 1943 ist der dunkelste Tag der Nationalgeschichte. Gleichzeitig aber entstand gegen die „teutonische Invasion“ aus dem Norden die nationale Befreiungsbewegung, die „Resistenza“, deren Bedeutung weniger auf militärischem, stärker auf politischem und moralischem Gebiet lag. Sie erwies sich als das „Rückfahrбилlett“ in die Demokratie.

Aus größerer historischer Distanz betrachtet, bilden die Jahre 1860–1945 eine historische Einheit. Das liberale und das faschistische Italien waren getrieben von dem Ehrgeiz, zu den etablierten europäischen Großmächten aufzuschließen. Dahinter stand die Hoffnung, in der zweiten Hälfte des 20. Jahrhunderts eine große weltpolitische Rolle spielen zu können. Dieses „Italien auf dem Marsch“ (G. Volpe) endete in der Katastrophe von 1943/45. Das Kriegsende war gleichzeitig auch das Ende eines großen politischen Projekts.

Die durch Resistenza und demokratischen Wiederaufbau erleichterte geistige Umorientierung ging in schmerzhaften Schüben vor sich. Die Idee der Nation verblaßte. An die Stelle des Staates trat die Gesellschaft. Die früher oppositionellen und risorgimento-fernen Kräfte des Kommunismus und des Katholizismus übernahmen nach 1945 die Führung. Das traditionelle Mißtrauen des Italieners gegenüber dem Staat trägt dazu bei, das Nationalbewußtsein zu schwächen. Ein vitales Lokal- und Regionalbewußtsein ersetzt heute vielfach die Verbundenheit mit der nationalen Gemeinschaft. Seit Ende der siebziger Jahre machen sich erste Anzeichen eines Wandels bemerkbar. Italien tritt auch außenpolitisch wieder selbstbewußter auf. Die Schatten der faschistischen Vergangenheit reichen aber noch bis in die Gegenwart.

## **Luigi Vittorio Graf Ferraris: Kultur und Politik in den deutsch-italienischen Beziehungen**

Aus Politik und Zeitgeschichte, B 39/88, S. 24–30

Italien und die Bundesrepublik Deutschland unterhalten enge Wirtschaftsbeziehungen, haben gleiche politische Grundauffassungen und verfolgen auch in der Europa-, Sicherheits- und Friedenspolitik gemeinsame Ziele. An dieser positiven Entwicklung der letzten vierzig Jahre haben die Künste und insbesondere die Literatur maßgeblichen Anteil. Sie haben — anders als die zumeist doch recht oberflächlichen touristischen Kontakte — das Verständnis für die Politik, Kultur und vor allem für die Menschen des anderen Landes vertieft. Die kulturellen Beziehungen zwischen Italien und der Bundesrepublik waren und sind insofern Wegbereiter und notwendiger Hintergrund der engen Zusammenarbeit in Politik und Wirtschaft.

Trotz der wesentlichen Fortschritte, die während der letzten vierzig Jahre im Verhältnis zwischen Italien und der Bundesrepublik erzielt werden konnten, schwinden die alten Vorurteile aber oft nur langsam. Es mangelt vielfach noch an einem tieferen Verständnis für die politische Kultur des anderen. Hier wird auch weiterhin eine Aufgabe des kulturellen Austausches, vor allem des Literaturaustausches liegen. Es gilt, die Gemeinsamkeiten ebenso anzuerkennen wie die Unterschiede, zumal die Stärke Europas in seiner Verschiedenheit liegt.